Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 17 — Marburg i. H., den 25. April — 1912

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Der Glaube an das ewige Leben — Besteht Mystik heute noch zu Recht? — Von einer neuen positiven Dogmatik (Schlatter). Drittes, letztes Stück — Griechische und christliche Frömmigkeit am Ende des dritten Jahrhunderts. Der Brief des Porphyrius an seine Gattin Marcella. Zweites Stück — Zum Fall Traub — Zum Gedächtnis an Friedrich von Sallet. 2 — Verschiedenes: Der Mann Gottes in der bildenden Kunst (Manskopf); Griechische Kultur im Bilde (Lamer); Die ehemals waren (Terramare); Die Erweckung der Maria Carmen (Brinkmann); Kamerad Fleming (Paquet); Nach hartem Kampf (Lillie); Jakob Brunner (Schrott); Drei Erzählungen (Viebig); Ibsen und das Christentum (Klee); Christen im Wahlkampf; Kleine Mitteilungen — Anzeigen:

Der Glaube an das ewige Leben

„Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, selbst wenn einer von den Toten auferstünde!" — Ist das nicht ein merkwürdiges, ein höchst anfechtbares Wort? Fragt die Kinder eurer Zeit, wundergläubige Spiritisten oder freigeistige Materialisten; Beide werden dieses Wort für widersinnig, besten Falls für einen geistreichen Einfall halten. Die Einen glauben fest, daß die Geheimnisse des Jenseits sich uns hier körperlich bezeugen: wenn Einer von den Toten auferstünde — herrliche Hoffnung, selig wer es erlebt, ihm ist für immer der Glaube verbürgt! Die Andern leugnen jedes Wunder: Totenauferstehung — Fabel und Ammenmärchen. Aber wenn es wirklich geschähe, zuverlässig bezeugt, durch Experiment bestätigt — ja dann müßte man wohl „glauben"; denn der Beweis der Sinne gibt allein den Ausschlag. Doch es ist ja nur ein müßiges Gedankenspiel, in Wirklichkeit geschieht es nicht.

Und zwischen Beiden, zwischen Spiritist und Materialist, steht der Jünger Jesu, von Beiden unverstanden. Ihm ist es tiefste Weisheit und erlebte Wirklichkeit, jenes große Wort: „Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, selbst wenn einer von den Toten auferstünde."

„Von den Toten auferstehen" — unmöglich? Welch eine Lästerung, zu sagen, Gott sei ein Ding unmöglich! Kein Ding ist Gott unmöglich; es fragt sich nur, ob Er es will! Er aber ist ein Gott der Ordnung und der Weisheit; Er wählt die Mittel sich nach seinem Zweck. Sollte aber das Schauwunder einer Totenauferstehung das rechte Mittel sein, um Glauben zu erwecken? Ja wenn wir an ein Paradies voll irdischer Gestalten, voll sinnlicher Genüsse „glaubten"; dann möchte Totenauferstehung wohl ein Mittel sein, um „Glauben" zu erwecken! Aber das ist doch unser Glaube nicht, wenigstens nicht, wenn wir wirklich innerlich von Jesu Geist berührt sind, wenn wir nicht nur seinen Namen, wenn wir einen echten Zug seines Wesens tragen.

Was ist denn unser Glaube? Hoffnung auf unvergängliches Leben, Hoffnung auf ungestörten Frieden, auf ungetrübtes volles Glück. Ja gewiß, aber das ist doch nicht das Ganze, oder besser: mit solchen Worten ist unser Sehnsuchtsziel doch noch nicht recht, doch nicht nach seinem Kern und seinem Grund beschrieben. Erst der ist ein echter Jünger Jesu, oder sagen wir lieber ganz bescheiden: wir werden um so mehr echte Jesus-Jünger, je mehr wir nur eine Sorge kennen, daß wir gut sind, wie er gut war; je mehr nicht Seligkeit, sondern Vollkommenheit unseres Herzens Sehnsucht wird.

Schwindet damit Verheißung und Hoffnung ewigen Lebens? Törichte, überflüssige Frage. Wer im Guten lebt, lebt ja im Ewigen. Weiß er es nicht, ja zweifelt er auch daran — es bleibt doch wahr: er lebt im Ewigen; denn „Gott ist größer als unser Herz."

„Sie haben Moses und die Propheten, dieselbigen laß sie hören; denn wenn sie die nicht hören, werden sie auch nicht glauben, selbst wenn einer von den Toten auferstünde."

Wunderbares, tiefes, folgenschweres Wort! — Wir dürfen kaum bezweifeln, daß Jesus als Kind seiner Zeit und seines Volkes für gewöhnlich sich das kommende Reich Gottes mit irdischen Bildern vorgestellt hat. Aber wie unwichtig, wie ganz wesenlos müssen diese sinnlichen Bilder dem Manne gewesen sein, der so hart und schroff jedes Schauwunder ablehnt; der nur aus dem geistigen Mittel des Wortes den Glauben wollte wachsen lassen, der nur dem durch Gottes Wort bekehrten Herzen den seligen Blick in die Ewigkeit verhieß. Hier sehen wir: ihm war das Gottesreich nicht nur ein Reich nach dieser Zeit, sondern über aller Zeitlichkeit.

Uns aber hat ein Christ, der Jesu Kraft erfuhr, noch ein Wort gesagt: „Das ist das ewige Leben, daß sie Dich als den allein wahren Gott und den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen."

Lasset uns gehen, ihn zu hören und ihn zu erkennen, so werden wir leben in Ewigkeit. H S

Besteht Mystik heute noch zu Recht?

Will man heutzutage noch das Recht der Mystik verteidigen, so begegnet man zumeist dem Einwand, daß man eine neue Sache mit einem alten Namen decken wolle und erhält die Warnung, daß man nicht neuen Wein in alte Schläuche füllen möge. Was man etwa bei Jatho und Anderen Mystik heiße, sei in Wirklichkeit modern philosophische Religion. Aber was nun einmal durch die Zeit gerichtet sei, das sollte man nicht künstlich am Leben erhalten. Warum kommt man nun aber doch von dem alten Namen nicht los?

Die Entscheidung in dieser Frage wird letztlich von dem Maße des Wahrheitsgehalts abhängen, den man der alten Mystik zubilligt. Rechtfertigt sie wirklich den Anspruch, den sie erhebt, in das Zentrum des Christentums hineinzuführen? Sie ist doch unleugbar ein Erzeugnis der sterbenden Antike. So hat sie auch gar kein genuines Recht mehr auf dem Boden der neuen lebendigen Religion.

Gewiß, diese neue Religion ist nicht Weltflucht, sondern Weltüberwindung. Aber was will sie überwinden? Antwort: den „Augenblick", diesen mächtigsten aller Herrscher; wer den Reiz der Gegenwart mit seiner Lust und mit seinem Schrecken überwindet, d. h. mit der Kraft seiner Seele deren Gewicht wohl empfindet, aber doch nicht darunter erliegt, der ist Sieger

im Sinne Christi. Als Weg zu diesem Siege empfiehlt die christliche Mystik: Schließ die Augen vor der Welt, richte sie allein auf Gott, dann bleibst du Sieger! Die Tage, von denen das Christentum bis heute lebt: Gethsemane, Damaskus, Worms, sie sind es, worauf die Mystik sich berufen möchte. Aber freilich: diese drei siegreichen Augenblicke verhalten sich zur mönchisch pietistischen Praxis wie der furchtbare Ernst des Krieges zum Soldatenspiel des Kindes. Nicht einmal den Wert eines Manövers möchten die heutigen Sachverständigen der mystischen Kontemplation zubilligen; denn wer vor dem Feind fortwährend sich die Augen zuhält statt ihm Widerstand zu leisten, wird schwerlich imstande sein im entscheidenden Augenblick ihn zu überwinden. Man sieht wieder, vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Somit wäre der Name endgültig gefallen. Aber ist damit auch schon die Sache der Mystik erledigt?

Man muß es nun einmal der Mystik lassen, daß sie allein von allen religiösen Bewegungen — ausgenommen die eigentlich schöpferischen — geradewegs ins Zentrum der Religion, d. h. auf dem Boden des Christentums in die unmittelbare Gottesgemeinschaft hat einführen, daß sie allein die Seele in ihre ursprüngliche Einheit mit Gott hat zurückbringen wollen, während die Vulgärreligion bei einem äußerlich geschöpflichen — wenn nicht gar geschäftlichen — Verhältnis zu Gott stehen blieb. Die Heroen der Religion wollen das wohl ändern, bringen es aber nie fertig, das Gewicht der Masse ist zu groß.

Nur hier, in der Mystik, bleiben also die Grundfragen der Religion wirklich lebendig: was es denn mit der ursprünglichen Gottverwandtschaft des Menschen, seiner Gottebenbildlichkeit, Gotteskindschaft auf sich habe, worin sie wesentlich bestehe und wie sie verwirklicht werden könne und müsse. Es ist nun nicht zu verwundern, daß diejenigen Vertreter der Mystik, die von der Tiefe und Gewalt der Sache selbst gefaßt waren, die mönchische Praxis schnell genug als abgetragene Hülle wegwarfen und daß bald aus mönchischen Puppen prächtige Schmetterlinge hervorgingen. Denken wir an Eckehart, den gewaltigsten Prediger, an Tersteegen, den größten Dichter und Sänger der Mystik, so stehn wir vor der Tatsache, daß sich die Weltverlorenheit des Mönchs mit einem Schlage in die erstaunlichste Weltüberlegenheit gewandelt hat, lediglich kraft der Konzentration des Mannes auf Gott, Seele, Herz und Gewissen. „Wer sich selbst in Gott erfaßt hat, ist der ganzen Welt mächtig geworden." Da sehen wir, wie ein Eckehart einen Luther an Sprachgewalt, an Treffsicherheit*) und Schlagkraft erreicht, ihn an bündiger Kürze und Prägnanz des Ausdrucks übertrifft, während ein Tersteegen einem Paul Gerhardt, den er an dichterischer Begabung ja nicht erreicht, im Ausdruck kindlicher Glaubenszuversicht gleichkommt und ihn in seinen reifsten Werken durch seine Herzensinnigkeit und Reinheit — dann sogar auch an dichterischer Schönheit — überragt. Daß das heroische Christentum eines Luther und Gerhardt im ganzen das gewaltigere und in Ansehung der Massenwirkung fruchtbarere darstellt, sei als selbstverständlich zugestanden, ebenso wie das Andere, daß die Eierschalen der mystischen Spekulation und Praxis auch bei den größten Mystikern nur in ihren allerreifsten Werken wirklich abgestoßen sind.

Aufs Ganze gesehen bekommt man den Eindruck, daß die Mystik am Baum des geschichtlichen Christentums die zentralen Teile darstellt. In ihnen, der Wurzel und dem Stamm, ruht einmal die Kraft des ganzen Baumes, vom Samenkorn und Wurzelschoß, d. i. vom Stifter her, damit ist aber auch gegeben, daß sie von außen gesehen als die unfruchtbaren Teile erscheinen; denn die Früchte sind an den Zweigen, die in Wechselwirkung mit der Außenwelt, mit Luft, Licht und Wärme stehen. Daher müssen sie im Fortgang der Religion sich als unfruchtbar schelten lassen, während sie in Wirklichkeit doch die Urkraft der Religion, ihren Keim und die geheime Macht ihres Wachstums beherbergen. Von ihrer Schoßkraft getragen wächst die Masse der Früchte draußen im Kampf mit den Mächten der Welt, des geschichtlichen sozialen Lebens heran; nur wo der Stamm diese Stelle selbst berührt, im Wipfel, da wird auch er fruchtbar und dort finden sich ja bei vielen Bäumen die herrlichsten Früchte; als solche Wipfel mag man sich einen Eckehart, Tauler, Tersteegen denken. Aber es droht auch hier die Gefahr des religiösen Virtuosentums (man vergleiche die Gesellschaft, die sich je und je im „Geistlichen Blumengärtlein" zusammenfindet). Und weiter unten am Stamm beruft sich die Sonderlingschaft der mönchischen Parasiten ebenfalls auf die Mystik — Grund genug um zuzugeben, daß die in der Mystik betriebene Reinkultur des Geistigen in der Religion in der Tat eine Sache ist, zu der nicht Jedermann Recht und Beruf hat. Männer von ursprünglicher Kraft wie Eckehart sind so selten wie die gleich Tersteegen vom Strahl der ewigen Sonne Geküßten.

*) Dies Urteil gilt trotz der bekannten Unbestimmtheit seiner Begriffswelt.

Je und je erscheint aber doch wieder ein Berufener, der die Sache der Mystik auch in allermodernster Gestalt zu vertreten imstande ist und der diese Aufgabe umso besser besorgt, je weniger er es Wort haben will. Wir meinen Johannes Müller, den Künder des „Hintersinnlichen" in unserem Leben, den unermüdlichen Wecker des Ursprünglichen im Menschen, der Seele. Er hat wohl Recht damit, den Namen der Mystik abzulehnen: aber wenn auch die Methode für immer dahin ist, die Sache, die sie erstrebt, das unendliche und doch gegenwärtige Ziel, die Energie, mit der sie darnach greift, dazu die Seligkeit des Besitzes, alles das scheint dermalen in Müller doch wieder seine lebendige Verkörperung gefunden zu haben. Er ist ihr berufener Erbe. Und daß wir ihm mit der Zuweisung in diese Richtung nicht Unrecht getan haben, beweist er am besten selbst mit seiner Ablehnung der „Religion" als sozialen und lehrhaften Instituts. Ihm ist das „Religiöse" nur echt als reine Innerlichkeit, als wahrhaftiges neues Personleben der Seele. Kommt es an den lauten Markt der Oeffentlichkeit, so schwindet mit dem Geheimnis auch die schöpferische Kraft, und das göttliche Leben wird zum toten Zuchtgesetz für die Masse. Damit verkündet Johannes Müller das Beste der Mystik, den wesenhaften Kern aller Religion. Denn auch für die Heroen des Christentums, einen Paulus, Luther, ja für Jesus selbst ging der Kampf doch wesentlich darum, ob der Mensch dies ihm persönlich geschenkte Geheimnis von Gottes und Rechts wegen auch wirklich für sich haben und als Hort seiner Seligkeit besitzen dürfe, oder ob er hiefür an eine göttliche (in Wirklichkeit menschliche) Heilanstalt gebunden sei und gebunden bleiben müsse. In diesen Kampf darf nun freilich nur der eintreten, der in seinem persönlichen Gottesverhältnis, in seinem Glauben und Gewissen die Lösung aller schwebenden schweren öffentlichen Gewissensfragen aufweisen kann, der also persönlich solch ursprüngliche sich selbst mitteilende Kraft entwickelt. Nur ein solcher Berufener wird dann zugleich auch sozial wirksam, denn seine Gotteskraft geht dann von selbst auch auf Andere bindend und lösend über, und das macht ihn zum Gottgesandten, zum Befreier.*) Dieses Gleichmaß innerer und äußerer Kraft findet sich nun allerdings beim Mystiker wohl kaum; er ist konzentrierte Innerlichkeit, und seine Scheu vor dem Markt des Lebens ist auch Bewußtsein seiner Schwäche. Daher ist er zumeist nicht berufen, selber Geschichte zu machen. Wohl aber vermag die in der Mystik gesammelte innerliche Kraft einen Heros heraufzuziehen, wie sie es einst mit Luther vermocht hat. Und dieser ihr Beruf ist also gleichwohl ein historischer und wird darum auch für uns Heutige gelten. In unserer politisch gerichteten Zeit ist der Wille nach außen zu wirken groß, daß aber mit solchem Wirkenwollen die Konzentration nach innen gleichen Schritt gehalten habe, kann mit Fug nicht behauptet werden.

Darum erscheint uns das Lebenswerk eines Müller als dringende Notwendigkeit, der man sich nicht länger verschließen sollte. Wo die Mystik so lebendig schafft, wie bei ihm, da hat sie auch ihr Existenzrecht bewiesen; wer an ihr vorbeigehen will, wird es vielleicht bald selbst zu büßen haben.

Reinhold Planck

*) Was noch weiter dazu gehört — Kampf und Opfer — davon ein andermal in größerem Zusammenhang.

Von einer neuen positiven Dogmatik

3

Ich halte den ersten Teil des Schlatterschen Werks für seine Glanzpartie. Es tritt uns hier überall ein selbständiges, durch Bibel und Tradition angeregtes, aber nirgends gebundenes Denken entgegen, das den Versuch macht, von einer möglichst großen Anzahl Punkten der Wirklichkeit und des Erlebens aus zu Gott aufzusteigen, und von dieser breiten Basis in der Tat nicht nur zum Vorsehungsglauben und zum Glauben an eine sittliche Weltordnung gelangt, sondern bereits den evangelischen Glauben an den Gott der verzeihenden und heiligenden Liebe erreicht, in Glaube, Liebe, Reue und Gehorsam das normale menschliche Verhalten zu ihm auffindet. Daß hiebei christliche Erfahrung mit benützt wird, das wird von Schlatter nicht in Abrede gestellt, wenn es auch nicht das spezifische Christuserlebnis sein soll, das uns diesen Glauben erstmalig schenkt. Von da aus treten wir mit besonderer Spannung an den zweiten Teil, die Entwicklung der Christologie und Heilslehre, heran und fragen, was wir nun hier Neues, Tieferes, Besseres gewinnen werden.

Leider muß ich hier von einer großen Enttäuschung reden. Dieser zweite christliche Teil fällt gegenüber dem ersten, mehr rationalen, ganz gewaltig ab. Und zwar schon deshalb, weil er nicht auf der christlichen Erfahrung fußt und nun von dem, was wir an Jesus haben, den Weg zu Gott zeigt, wie der erste Teil von der allgemeinen Erfahrung aus Wege zu Gott gefunden hatte, sondern statt dessen sich an entscheidenden Punkten damit begnügt, die Schriftlehre und dogmatische Tradition wiederzugeben. Man mache nur die Probe bei der Christologie. Kein Versuch, einem Leser, der von der rationalen Theologie herkommt, nun die Wohltat Christi aufzuzeigen und ihm deutlich zu machen, wie viel größer das, was Jesus uns gibt, ist als das, was wir ohne ihn haben; überhaupt wie sehr wir alle Jesus brauchen, und wie arm wir ohne ihn sind. Sondern zuerst wird uns das „Christusamt" beschrieben, nicht auf Grund dessen, was Jesus tat und lehrte, sondern auf Grund des Christustitels und hernach des natürlich meist johanneischen Selbstzeugnisses Jesu. Dann folgt auf das königliche Amt gleich die Theologie des Kreuzes, die Theologie der Auferstehung, die Sündlosigkeit, dann zwei recht kurze Betrachtungen über Jesu Erkenntnis und Jesu Werk, und schließlich die Theologie des Gottes-Sohnes mit seiner Ewigkeit und Allgegenwart, woran sich die Theologie des Geistes und der Trinität anschließt. Und hierauf nach einem ungefähr hundertseitigen Abschnitt über die Gnadenmittel folgt endlich das, woran uns hauptsächlich gelegen ist, die Theologie der Gnadengabe und der Gnadenwirkungen, also die Ausführung dessen, was wir Christen an Jesus haben und von ihm bekommen. Das ist dann das Schönste an diesem zweiten Teil. Hier kommt die christliche Erfahrung zum Wort, hier stehen wir im Herzen der evangelischen Religion und vernehmen, was wir Jesus verdanken. Ich kann mir freilich Schlatters Verfahren wohl erklären von einer Voraussetzung aus: nämlich daß er für ausgemachte Bibelchristen und im positiven Glauben Erzogene schreibt, denen er Jesus nicht erst wichtig und groß zu machen, sondern einzig die biblischen Ausdrücke zu deuten und zu beleben hat. Das ist in der Tat auch eine Aufgabe, die von Irgendjemand getan werden muß. Aber der Kontrast dieser zweiten Partie zur ersten ist ungeheuer. Der erste Teil wendet sich an Menschen, der zweite Teil an abgeschlossene Bibelchristen, und es fehlt gänzlich an der innern Verbindung. Ich finde, daß man von Jesus und dem, was wir an ihm haben, nicht frostiger, unmenschlich theologischer reden kann, als Schlatter es hier tut. Hier kann Jeder die ganze Ueberlegenheit der von Ritschl angeführten Theologie mit Händen greifen. Bei Ritschl ist ganz deutlich die Aufgabe erfaßt, dem Leser und Hörer zu zeigen, warum wir an Jesus glauben, und wie Jesus selbst diesen Glauben in uns erweckt. Man kann Ritschl und seinen Jüngern eine ungerechte Herabsetzung der außerchristlichen Gotteserkenntnis und eine künstliche Isolierung der christlichen Eigenart vorwerfen, die allerdings von Schlatter vermieden sind; aber das bleibt sein Verdienst, daß er, wenn auch in noch so schwerfälliger dogmatischer Sprache und in künstlicher Anlehnung an orthodoxe Begriffe, dennoch Menschen unserer Zeit klar zu machen wußte, was sie an Jesus haben und nicht haben ohne ihn. Und das ist und bleibt die Aufgabe jeder theologia christiana, uns die Erkenntnis der Wohltat Christi klar zu machen. Erfüllt kann diese Aufgabe immer nur dann werden, wenn uns im Leben des Menschen Jesus so helle Züge Gottes aufgezeigt werden, daß wir im Vertrauen darauf eine feste, frohe Zuversicht zu der heiligen Liebe Gottes gewinnen, und unser ganzes Leben auf die Höhe einer dauernden Kindschaft und eines kindlichen Gehorsams gegen Gott erhoben wird. Der Christustitel ist uns Menschen von heute zunächst etwas vollständig Fremdes und Vergänglich-Jüdisches; er erinnert uns an die national jüdische Messiashoffnung und ist am wenigsten dazu geeignet, uns Jesus für die Gegenwart verständlich zu machen. Auch Jesu messianische Selbstaussage ändert daran nichts, zumal gerade an der synoptischen Selbstaussage eine so stark eschatologische Anschauung hängt, daß sie zunächst mehr dazu dient, uns Jesus fremd zu machen. Wer uns durch Jesus zu Gott bringen will, muß uns zeigen, wie Jesus den heiligen absoluten Gotteswillen den Menschen verkündet und verkörpert und dennoch gerade durch diese Verkündigung sie in die Vaterliebe und Gnade Gottes zu führen weiß, sodaß sie Gott als ihren Gott haben mit der Kraft und Freudigkeit, mit der Jesus ihn hatte. Mit einem Wort, die Person Jesu empfängt ihre Bedeutung durch das Evangelium, dessen persönlicher Träger und persönliche Kraft sie ist; erst von da aus kann der alte Christustitel einen bleibenden Sinn und Inhalt für uns gewinnen. Was sollen wir aber zu einer Christologie sagen, in der die Botschaft vom kommenden Gottesreich überhaupt kaum erwähnt wird und ebensowenig das Evangelium von der verzeihenden Vaterliebe die Stelle erhält, die es bei den Synoptikern besitzt! Was uns dagegen Schlatter als Lehre vom Kreuz vorträgt, ist eben weit mehr Theologie als Tatsache. Wenn er das Sterben Jesu eine „religiöse Handlung", gar einen „kultischen Akt" nennt, „das Ziel, das Jesus mit einem vollständigen Willen ergriff", so rechnet er mit Lesern, die das Wort: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? ganz vergessen haben, während er allerdings die erbaulichen Worte bei Lukas und Johannes auf seiner Seite hat. Ich gestehe, die Leichtigkeit und Gewandtheit, mit der Schlatter über das für Jesus selbst so Schwere und Bittere des Todes hinweg geht, hat in mir den alten Widerwillen gegen alle Versöhnungstheorien wieder geweckt und gesteigert; ich sage mir, das alles ist ja menschliche Zurechtlegung und Versüßung dessen, was wir in seiner ganzen Schwere stehen lassen sollen, damit es uns durch seine Herbe und Bitterkeit in schweren Stunden einen Trost gibt, wie ihn keine Versöhnungslehre geben kann.

Aber ich breche lieber ab mit dieser Kritik. Ich kann mir nicht denken, daß Schlatter in Irgendeinem, der von der Linken herkommt, Liebe zu Jesus und Glauben an Jesus zu erwecken durch dieses Werk imstande ist. Denn dafür braucht es wahrlich mehr als Deduktionen des Amtes Christi aus dem Christustitel und Versöhnungstheorieen, aus den Gedanken des Paulus und Johannes herausgesponnen, dafür braucht es eine Veranschaulichung Gottes an den Zügen des Menschen Jesus und am Inhalt seines Evangeliums, die uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, für welche die Autorität des biblischen Wortes zunächst einmal zerfallen ist, Jesus als ewige Gabe Gottes zu Herzen gehen läßt.

In seltsamer Weise vermischen sich Tradition und Freiheit in Schlatters Ausführungen über die Gnadenmittel, d. h. über den Weg, wie das Heil von Christus zu uns kommt. Man begegnet hier außerordentlich freien Urteilen über die Schrift und über die Bekenntnisse. Die Wertunterschiede zwischen Altem und Neuem Testament sowie zwischen den einzelnen Büchern werden offen zugegeben, der Schrift der Unfehlbarkeitscharakter genommen und eine doppelte Kritik der Bibel, historische und dogmatische, zu unsrer Aufgabe gemacht. Der Bibel wird die fortlaufende Bezeugung des Gottesgeistes in der Kirche nicht gleich, aber doch zur Seite gestellt; es soll Ernst damit

gemacht werden, daß Christus die Kirche heute regiert, nicht bloß in der Vergangenheit, und daß wir den gegenwärtigen Gott brauchen. Von Orthodoxie und ihrer Hochschätzung ist Schlatter weit entfernt; findet er doch in der Unfähigkeit der alten orthodoxen Kirche, die Lehre und den Glauben zu unterscheiden, den Hauptgrund, daß sie durch die Aufklärung zerstört wurde. Die Einheit des Glaubens darf keine dogmatische Einerleiheit werden, die Mannigfaltigkeit der Typen, die aus der Beziehung zum Christus entstehen, muß ihren Platz in der Kirche haben. Unter keinen Umständen darf die Bekenntnistreue so gefaßt werden, daß der Bestand der Kirche so zu bleiben hätte, wie er in der Reformation geworden und in den Reformationsbekenntnissen beschrieben ist. Schlatter ist der Ansicht, daß die Reformatoren uns um wichtige Wahrheiten der vorreformatorischen Kirche gebracht haben, und daß wir den Besitz jener Kirche sorgfältiger würdigen und uns vollständiger erhalten sollten, als es in den Jahren des Kampfs geschah. An einem Beispiel zeigt er, wie weit er die Einheit des Glaubens in der Kirche gefaßt sehen möchte. Der Glaube, der in Christus zunächst nichts sieht als sein Vorbild und von hier aus sich zu Gott wendet, ist nach ihm christlicher Glaube, der freilich, wenn er sich selbst ernsthaft nimmt, vom Glauben durch Jesus zum Glauben an Jesus führen wird. Gerade an einem solchen Beispiel gilt es nach Schlatter Ernst zu machen mit der Unterscheidung von Glauben und Theologie. Das sind erquickende Worte, und in dem Maß, als sie sich Geltung verschaffen auf der Rechten, wird man sich von hüben und drüben der Gemeinsamkeit des Glaubens bewußt werden.

Aber wir finden nirgends, daß Schlatter nun von diesen freien Ansätzen zu einem Durchbruch ins Freie kommt, er bleibt doch stets auf halbem Wege stehen. Die Autorität der Schrift will er begründen mit der Autorität der Apostel, denen Jesus selbst die Sendung gab; Personen, nicht Sachen sind unsre „Gnadenmittel“. Schön, wenn nur wirklich die Schrift in ihren meisten Teilen apostolisch wäre; das ist gerade, was bestritten wird. Und wie wenig bedeutet schließlich die Freiheit der Schrift gegenüber, wenn doch zuletzt die Verbalinspiration festgehalten wird (es gehe nicht an, den Personen Inspiration zuzuschreiben und sie den Worten zu versagen) und wenn praktisch die Einheit der Schrift trotz aller Abstufungen ihrer verschiedenen Teile das letzte Wort behält. Der Prediger Salomos, so lesen wir, tut uns nicht denselben Dienst wie der erste Brief des Johannes; ist aber dort eine schwächere Wirkung Gottes als hier geschehen? Jeder unbefangene Leser würde darauf mit entschiedenem „Allerdings“ antworten, Schlatter mit Nein. Auch was er über den Unterschied des Alten Testaments vom Neuen zu sagen hat, ist von einer erstaunlichen Harmlosigkeit und wird nicht von ferne dem Ernst der heutigen Lage gerecht. Letztlich aber leidet die ganze Darstellung der geschichtlichen Heilsvermittlung an einer merkwürdig unrealistischen Weise, die freilich den meisten unsrer heutigen Dogmatiker nachgeht. Es ist immer wieder das kirchliche Amt mit seiner Predigt und seinen Sakramenten, welches den Christus zu uns bringt, und die Sakramente werden dabei mit einer Wichtigkeit behandelt, die ihrer tatsächlichen Bedeutung nicht entspricht. Aber wo bleibt in einer solchen Darstellung das Hauptvehikel der Christustradition, die christliche Familie, die christliche Umwelt, die Schule, die Literatur, der Volksgeist, die Kunst, die Geselligkeit und dazu die hervorragenden christlichen Personen aus Geschichte und Gegenwart? Davon wäre heute auf alle Fälle mehr zu sagen als von den Sakramenten. Würde Schlatter hier der Erfahrung folgen statt der dogmatischen Tradition, ich glaube, kein Kapitel könnte so lauten, wie wir es bei ihm lesen. Die wirklichen Medien, durch die der Geist Gottes Jesus zu einer gegenwärtigen Macht unter uns macht, erkennen die Dogmatiker nicht, während sie uns von den konventionellen Dingen viele Seiten zu sagen wissen. Freilich begegnen uns überall bei diesen wirklichen geschichtlichen Vermittlungen auch die schwersten Trübungen; aber selbst dies ist noch mehr als die bloße kirchliche Konvention, als welche die Kindertaufe doch unter uns figuriert. Mehr Fühlung mit dem Leben müssen wir vom Dogmatiker verlangen.

Dasselbe muß sich Jedem aufdrängen, wenn er die Kapitel über die uns verheißene Vollendung bei Schlatter liest. Wir stehen in einer Zeit gewaltiger Zukunftsbewegungen. Die große Hoffnung der Sozialdemokratie schlägt herüber in die Christenheit und mahnt sie an ein vergessenes Erbe. Württemberg, das Land Blumhardts, hat uns das Beispiel gegeben, wie die christliche Hoffnung den schaffenden lebendigen Gott an der Arbeit finden und in den Zeitbewegungen Gottesreichsgedanken sich realisieren sieht. Nun kann man bei Schlatter lesen, wie ein Dogmatiker nicht nur die traditionelle christliche Hoffnung schön wiederholen, sondern als Biblizist sogar dem Chiliasmus eine unvergängliche Bedeutung für die Kirche zugestehen kann; und gleichwohl hat jeder Leser das Gefühl: eine solche Hoffnung ist keine Hoffnung, es fehlt jede Verbindung von den biblischen Phantasien zu dem, was unsre Zeit von Gottesreichshoffnungen bewegt auf Grund der großen Krisen unsrer Tage. Diese ganze Reichgotteserwartung Schlatters für die Erde hat lediglich akademischen Wert, sie geht das wirkliche Gegenwartsleben so wenig an wie der Antichrist, der nach Schlatter ja auch kommen soll, und zwar nach biblischer Harmonistik in dreifacher Weise. Da vermisse ich wieder jeden Realismus oder, ohne Fremdwort, jede resolute Wahrhaftigkeit gegen sich selbst. Ich meine nicht, daß einer in die modernen Hoffnungen einzustimmen braucht, weil es jetzt im Zeitalter des Sozialismus Mode wird, oder auch weil die Bibel uns hoffen heißt für diese Erde; im Gegenteil, für zuverlässig begründet halte ich nur die Hoffnung, die aus der gegenwärtigen Gabe schöpft und von dem Gott der Gegenwart zum Gott der Zukunft geführt wird. Aber wenn einer sich einmal wirklich auf die urchristliche Hoffnung berufen will, dann soll er uns etwas von dem Mut und der Kraft, welche jene Hoffnung in das Gegenwartsleben mit seinen konkreten Fragen und Problemen brachte, zeigen. Die bloße Repetition der biblischen Hoffnungs-Stellen ist noch keine lebendige Hoffnung.

Dennoch hat auch dieser zweite Teil des Schlatterschen Werks seinen großen und bleibenden Wert. Und zwar, wie mir scheint, in dem Kapitel über die Gnadengabe und die Gnadenwirkungen, in denen die christliche Erfahrung ja freilich unter eine Anzahl traditioneller Begriffe: Rechtfertigung, Erlösung, Wiedergeburt, Heiligung, Bekehrung, Erwählung gezwängt wird, in denen aber vor allem der ganze Ernst und die ganze Freudigkeit von Schlatters persönlichem Christentum zur Geltung kommt. Wir finden hier den strengen Gnadengedanken der Reformation ergänzt durch den Gedanken der ethischen Erneuerung, der wenigstens in der orthodoxen Form der Rechtfertigungslehre bekanntlich nicht mit dieser Sicherheit und Evidenz mit dem ersteren verbunden worden war. Schlatter will von gar keinem andern Vergeben Gottes wissen als von einem solchen, das heiligt. Darum läßt er der Rechtfertigungslehre sofort die Erlösungslehre folgen; die Anbietung der Vergebung verschafft uns die ganze Erlösung und Hilfe. Er lehnt aber dabei jeden Methodismus und jedes Fragen nach dem Zeitpunkt der Bekehrung ab. „Wahrscheinlich besteht der Anfang des von Gott gewirkten Lebens nicht selten in sittlichen Entscheidungen, keineswegs immer in der Form eines Bußkampfs, vielleicht auch in der Form des Gehorsams, in der Anerkennung des göttlichen Willens, vielleicht in einer schlichten Sache, bei der es sich nur um die elementaren Normen handelt, und doch kann im unscheinbaren Ereignis die Wendung liegen, die den ganzen Lebenslauf bestimmt, weil ihm damit die Gnade gewährt worden ist, die ihn für immer zum Kind Gottes macht.“ Ganz eng will er Rechtfertigung und Heiligung mit einander verbunden wissen: die Rechtfertigung wird uns dazu gewährt, damit wir geheiligt seien und im konkreten Verlauf unsres Lebens den Zusammenhang mit Gott bewahren. Den Drängern auf Vollkommenheit erklärt er scharf und klar: Gott heiligt uns auch dadurch, daß er uns unsre verdorbene Art zeigt, uns von allem Vollkommenheitsdünkel befreit und uns enthüllt, was an Lust und Kraft zur Sünde in uns wohnt. Aehnlich kühl steht er dem Reden von der plötzlichen Bekehrung gegenüber; er nennt eine solche momentane Verwandlung unsres Wesens ein phantastisches Ziel, von dem Jesu Wort nicht redet und dem die

beständige Erfahrung der Kirche widerspricht. Die Bekehrung führt uns in die bleibende Buße, ohne deshalb erfolglos und unwahr zu werden, denn wir beginnen mit ihr ein normales Verhalten, das uns mit Gottes Willen in die Uebereinstimmung bringt.

Aber ich könnte hier ganze Seiten aus Schlatter zitieren, in denen jeder ernste Christ die grundlegenden und bleibenden Erfahrungen des Christenlebens klar gezeichnet finden wird. Daß derselbe Stoff unter den verschiedenen Titeln sich mehrfach wiederholt, daß man dasselbe Erlebnis noch schlichter und menschlicher bezeichnen könnte als mit den schweren paulinischen Ausdrücken, ist ja klar. Aber gerade durch das Ausschöpfen des ganzen biblischen Sprachgebrauchs weiß Schlatter den Lesern das Einfache, was er sagen will, ernst und dringlich einzuprägen.

Und ist nicht überhaupt hier das Gebiet, auf dem sich Alle, die Jesu Jünger sein wollen, ganz von selbst immer zusammenfinden müssen, wenn sie sich Rechenschaft geben von dem, was Jesus und der in ihm uns erschienene Gott in uns begründet hat von einem neuen seligen und heiligen Leben? Letztlich erscheinen mir alle Differenzen der Christologie, der Eschatologie und der Lehre von der Schrift ganz irrelevant im Vergleich zu den Grunderfahrungen und Forderungen des evangelischen Lebens, wie wir alle sie im Gefolge der reformatorischen Verkündigung verstehen. Wenigstens wüßte ich nicht, worin sich hier eine ernste liberale Dogmatik von einer ernsten positiven unterscheiden könnte. Das Leben, das wir Jesus verdanken, ist immer dasselbe höhere Leben, das über dem natürlichen liegt und als Wunder und selige Gabe empfunden wird, ohne an Ernst und Pflichtcharakter etwas einzubüßen. Wer dieses Leben als eine Realität anerkennt, der wird, wenn er noch so verschiedenen Christologien folgen mag, doch in der religiösen Schätzung Jesu und dessen, was wir ihm verdanken, mit dem Andern zusammentreffen. Ich persönlich empfinde das, was mich mit Schlatter verbindet, stärker als das, was mich von ihm trennt, und wenn ich dieses dennoch hier so stark hervorhob, so geschieht es, um ihm desto ehrlicher für das danken zu dürfen, was er uns und allen Freunden evangelischer Erkenntnis mit seinem Christlichen Dogma gegeben hat. Es gilt von diesem Werk, was er selbst von der Theologie schreibt: „Die Liebe Gottes ist die reine unvergängliche Wurzel der Theologie in allen ihren Stufen von der elementaren Selbstbesinnung an, die nach Klarheit über Gottes Willen sucht, bis zur höchsten uns erreichbaren Meditation, die sich Gottes Herrschaft in ihrer gesamten Erweisung zu verdeutlichen sucht."

Paul Wernle

Griechische und christliche Frömmigkeit am Ende des dritten Jahrhunderts

Der Brief des Porphyrius an seine Gattin Marcella

2

Ein glückliches Geschick hat uns nun von einem der hervorragendsten griechischen Philosophen aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, von **Porphyrius**, ein Schriftstück aufbewahrt, welches ein reiner Ausdruck seiner Frömmigkeit ist. Es ist der Brief an seine Gattin Marcella. Wenn wir den religiösen Inhalt dieses Briefs mit der christlichen Frömmigkeit des Christen Origenes, die wir gut kennen, vergleichen, werden wir zu beurteilen vermögen, wie ferne oder vielmehr wie nahe sich griechische und christliche Frömmigkeit kurz vor der Zeit Diokletians und Constantins gestanden haben. Einen besseren Zeugen für die heidnische Frömmigkeit können wir uns gar nicht wünschen als Porphyrius. Zwar hat er nach dem Zeugnis des Sokrates*) in seiner Jugend eine Periode gehabt, in welcher er zu dem Christentum Beziehungen hatte, ja vielleicht ein Christ war; aber er wandte der Kirche dann den Rücken. In einer seiner früheren Schriften „Die Philosophie aus den Orakeln", zeigt er noch eine Hochschätzung für Christus, wie sie der Kaiser Alexander Severus besessen hat, aber sein Haß gegen die Christen tritt bereits deutlich hervor. Dann aber verfaßte er sein großes Werk in fünfzehn Büchern „gegen die Christen", die umfassendste und gründlichste griechische Streitschrift, die im Altertum gegen die Kirche geschrieben worden ist. In diesem Werke sucht er vor allem durch eine eingehende und gründliche Kritik der Erzählungen und Lehren des Alten und Neuen Testaments die Grundlagen des Christentums, den „Mythus" zu zerstören. Besonders die Evangelisten und Apostel erscheinen ihm nicht nur als ungebildete und törichte Menschen, sondern auch als Lügner und Schurken. Jesus unterscheidet er zwar von ihnen, aber er hat keine Ehrfurcht vor ihm und wirft ihm Schwanken und Widerspruch vor. Die Christen haben den Porphyrius seit diesem Werk als ihren furchtbarsten und schlimmsten Feind beurteilt. Wie war nun die Frömmigkeit dieses größten Gegners der Kirche beschaffen? Eine teilweise Antwort auf diese Frage gibt sein großes Werk „Ueber die Enthaltsamkeit"; aber die beste Antwort können wir dem oben genannten Brief an seine Gattin Marcella entnehmen.

*) Hist. eccl. III, 19, s. auch Augustin, De civitate dei X, 28.

Porphyrius war schon ein gereifter Mann, der sich dem Greisenalter näherte, als er die Marcella, eine Witwe und Mutter von sieben zum Teil schon erwachsenen Kindern, in Rom heiratete. Er heiratete sie, obgleich sie ganz mittellos war, weil er einen tiefen Sinn für die Philosophie bei ihr erkannt hatte. Daß diese Verbindung ihm schwere wirtschaftliche Sorgen auferlegen würde, wußte er; aber er war entschlossen, diese Sorgen und manche üble Nachrede auf sich zu nehmen. Zehn Monate nach der Hochzeit und nachdem die beiden Gatten schon Schweres erfahren hatten, was aber ihr Verhältnis nur festigte, mußte Porphyrius eine weite Reise antreten. Da Marcella ihn sehr ungern hatte ziehen lassen, für seine Gesundheit fürchtete und selbst zu Hause den Anfeindungen böser Nachbarn ausgesetzt war, schrieb ihr Porphyrius einen Trostbrief. Er ist nur in einer Handschrift, die sich auf der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand befindet, auf uns gekommen. Aus diesem Briefe werde ich im Folgenden einige Mitteilungen machen.

Die Grundgedanken des Briefes sind: Des Menschen höchste Aufgabe ist, Gott zu erkennen und ein festes Verhältnis zu ihm zu gewinnen; alles Sinnliche und Vergängliche ist wertlos, nur das Ewige hat Wert; das schwerste Uebel ist die Sünde, das höchste Gut ist Erkenntnis und Reinheit der Seele; Gott ist es, der alles Gute schafft; nur wenn man mit ihm lebt und er in der Seele wirkt, kann man zum Guten gelangen, und zum ewigen Leben.

Das sind Gedanken, die von Plato her sich bei erleuchteten griechischen und römischen Philosophen entwickelt hatten — ich nenne nur Seneca, Epiktet und Plotin —, aber es ist wichtig zu sehen, wie sie Porphyrius sich angeeignet hat und wie er in ihnen lebt. Sie sind bei ihm nicht bloß theoretische Gedanken, sondern er schöpft aus ihnen wirklich Trost, und sie sind der Halt seines Lebens geworden. Nachdem er in seiner wissenschaftlichen Philosophie manche Schwankungen durchgemacht*) und sich von seiner natürlichen Anlage zur Eitelkeit befreit hatte, richtete er seinen ganzen Sinn auf das Göttliche und Ewige. Er kannte die Macht, die dem Leben Kraft und Halt verleiht; er kannte sie; er rief sie zu sich und wappnete sich mit ihr gegen „eine See von Plagen". Und wovon sein Herz voll war, das strömte er in dem Brief an seine Gattin aus, um auch ihr alle Sorgen zu verscheuchen. Den Schulmeister, den Lehrer kann und will er dabei nicht ganz verleugnen; aber in der Sprache der Schule spricht er doch als ein rechter Seelsorger.**) Die wichtigsten Gedanken, wie sie aus seiner Frömmigkeit strömten, seien hier zusammengestellt:

1. Sorgen und Mühen sind die notwendige Vorbereitung auf das zukünftige Leben, welches wir erwarten; wer das Leben leicht nimmt, kann die wahrhaftigen Güter nie erwerben. (Kap. 5)

*) Er wurde deshalb verspottet und ein Vers auf ihn gemacht, der ungefähr so lautet: „Des Porphyrius Zunge ist scharf, aber seine Ueberzeugung ist schwankend!" Georgius Pisides Eunapius in der Vita Porphyrii rechtfertigt dieses Schwanken durch den Hinweis darauf, daß es ein Fortschreiten gewesen sei.

**) Der Brief kann von vornherein auch für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen sein; ja, es spricht Manches für diese Annahme; aber jedenfalls ist die Adresse an die Gattin ernsthaft zu nehmen.

2. Wer aus dieser Fremde, in der wir wohnen, zu den Göttern zurückkehren will, muß alle Vergnügungen und den Leichtsinn lassen und muß mit aller Anstrengung wie auf einen hohen Berg hinaufsteigen. Der Mensch muß kämpfen und ringen; nur die Götter leben in seliger Ruhe. Die gefallene Seele muß sich abmühen; wenn sie träge wird, vergißt sie den Himmel und verfällt in Schlaf. (Kap. 6)

3. Besser eiserne Ketten tragen als goldene; die eisernen zwingen uns, unsrer Sünden zu gedenken und unsern Sinn zu ändern. (Kap. 7)

4. Nur wer das Schwerste zu ertragen gelernt hat, vermag zu Gott zurückzukehren. (Kap. 7)

5. Wer gläubig geworden ist, muß so leben, daß er seinen Hörern ein treuer Zeuge dessen zu sein vermag, was er verkündigt. (Kap. 8)

6. Jede Leidenschaft der Seele streitet mit ihrem Heil. (Kap. 9)

7. Das Göttliche ist überall und vollkommen gegenwärtig; sein eigentlicher Tempel ist der Sinn des Weisen; nur wer Gott recht erkennt, kann ihn recht verehren. (Kap. 11)

8. Gott bedarf Niemandes, der Weise bedarf nur Gottes, und er kann nicht anders gut und edel sein, als wenn er das Gute in seinen Geist aufnimmt, das aus Gott strömt. (Kap. 11)

9. Nur der Mensch ist unglücklich, der seine Seele zur Behausung der bösen Geister macht. (Kap. 11)

10. Gott gibt dem weisen Mann die Gewalt Gottes; in der Erkenntnis Gottes verschwindet der Mensch im Menschen. (Kap. 11)

11. Gott wirkt alles, was wir Gutes tun; was wir Böses tun, ist unser Werk; Gott hat keine Schuld daran. (Kap. 12)

12. Bitten muß man Gott nur um solches, das Gottes würdig ist, d. h. um solche Gaben, die wir von Niemandem sonst erhalten können, als von ihm. (Kap. 12)

13. Das Gebet dessen, der es nicht ernst meint, ist ein leeres Wort. (Kap. 12)

14. Bitte Gott nicht um Güter, die du nicht auf immer festhalten kannst; Gott schenkt nur Ewiges; nur um das bemühe dich, was du nach diesem Leben brauchst, und rufe Gott an, daß er dein Helfer werde. (Kap. 12)

15. Bitte nichts von Gott eigenmächtig vor der Zeit, sondern wenn Dir Gott die richtige Bitte kund macht. Aus solchen Bitten wird der unsichtbare Gott selbst wie in einem Spiegel erkannt. Wolle und bitte das von Gott, was er selbst will und ist. (Kap. 12)

16. Der weise Mensch wird von Wenigen erkannt, ja er bleibt Allen unbekannt; von Gott aber wird er erkannt. (Kap. 13)

17. Lieber fallen mit dem Bekenntnis der Wahrheit, als siegen mit dem Wort des Trugs. (Kap. 14)

18. Niemand kann Gott und die Lüste zugleich lieben. (Kap. 14)

19. Wer das Geld liebt, muß notwendig ungerecht sein; wer ungerecht ist, frevelt gegen Gott und die Menschen. Auch wenn er Hekatomben schlachtet und mit unzähligen Weihgeschenken die Tempel schmückt, bleibt er ein Frevler und Gottloser. (Kap. 14)

20. Wessen Lehren du nicht folgen kannst, mit dem sollst du nicht verkehren, auch nicht mit ihm über göttliche Dinge sprechen. (Kap. 15)

21. Zwischen der Theologie und einer leeren, eitlen Seele besteht kein Band. (Kap. 15)

22. Ein Mensch, der Gottes würdig ist, ist selbst wie Gott. (Kap. 15)

23. Dann ehrst du Gott am besten, wenn du deinen inneren Sinn dem göttlichen ähnlich machst; nur durch die Tugend kannst du das erreichen; denn nur die Tugend führt die Seele nach oben und zu dem, was ihr stammverwandt ist; neben und nach Gott gibt es nur noch eine Größe, die Tugend. Gott aber stärkt den Menschen, der das Gute tut. (Kap. 16)

24. Deshalb ist der Weise selig, weil er unter Gottes sorgender Vorsehung steht. (Kap. 16)

25. Die Zunge gilt vor Gott nichts, sondern die Tat; auch der schweigende Weise bringt durch sein Schweigen Gott Ehre dar. (Kap. 16)

26. Nur der Weise ist Priester, nur er ist fromm, nur er weiß, um was man bitten soll. (Kap. 16)

27. Wer sich in der Weisheit übt, übt sich in der Gotteserkenntnis; nicht plappert er stets Gebete und bringt Opfer dar, sondern er übt die Frömmigkeit mit der Tat. (Kap. 17)

28. Der macht sich Gott wohlgefällig, ja vergottet sich, der sein Inneres ähnlich macht der in Unsterblichkeit seligen Gottheit. (Kap. 17)

29. Gott sendet Niemandem Leiden; denn die Gottheit ist gut; du selbst bist dir die Quelle der Leiden, hauptsächlich, wenn du nicht weißt, wer Gott ist. Ein geringerer Frevel ist es, die Bilder der Götter nicht zu ehren, als sich die Gottheit zu denken, wie die Menge sie sich denkt. (Kap. 17)

30. Die Hauptfrucht der Frömmigkeit ist, die Gottheit zu ehren und die väterlichen Einrichtungen. (Kap. 18)

31. Der Tempeldienst schadet und nützt nichts, ob man ihn übt oder nicht; wer aber Gott so ehrt, als bedürfe er etwas, der stellt sich, ohne es zu wissen, über Gott. (Kap. 18)

32. Die Götter kennen keinen Zorn. (Kap. 18)

33. Tränen und Flehen stimmen Gott nicht um; Opfer ehren ihn nicht, und die Fülle von Weihgeschenken erhöht nicht seinen Glanz — nur wenn unser innerer Sinn von Gott erfüllt ist, werden wir mit ihm vereint. (Kap. 19)

34. Aus der Erkenntnis Gottes fließt die Rede kurz und leicht. (Kap. 20)

35. Wo man Gottes vergißt, hält der böse Geist seinen Einzug; denn die Seele ist entweder die Wohnstätte der Götter oder der bösen Geister. (Kap. 21)

36. Die, welche nicht an das Dasein der Götter glauben noch daran, daß die göttliche Vorsehung alles regiert, werden um ihres Unglaubens willen Strafe erleiden. Die, welche die Götter zu ehren meinen und an ihr Dasein glauben, aber Tugend und Weisheit vernachlässigen, leugnen die Götter und verunehren sie, denn nicht der sinnlose Glaube, sondern nur der rechte Glaube führt zu Gott. (Kap. 22)

37. Käme es auf die Menge der Opfer an, um Gott zu gefallen, so wäre er ungerecht; denn nicht Alle können sie bringen; aber Gott erfreut sich nur an einem reinen Sinn. So bringe der Gottheit Opfer dar nach deinem Vermögen; aber bringe ihm Ehre dar in deinem Innern über dein Vermögen. (Kap. 23)

38. Kein Gott ist jemals Urheber des Uebels, sondern der Mensch schafft sie sich durch seine Freiheit. (Kap. 24)

39. In der Beziehung zu Gott muß man vier Grundelemente festhalten: Glaube, Wahrheit, Liebe („Eros") und Hoffnung. Man muß nämlich glauben, daß in der Umkehr zu Gott allein das Heil ist; man muß ferner mit allen Kräften, soviel es nur möglich ist, sich bestreben, die Wahrheit in Betreff Gottes zu erkennen; man muß, wenn man ihn erkannt hat, ihn lieben; man muß endlich, wenn man ihn liebt, die Seele mit guten Hoffnungen in Bezug auf den Gang des Lebens nähren. (Kap. 24)

40. Drei Arten von Gesetzen muß man unterscheiden: das göttliche, das Naturgesetz, welches sich auf die vergängliche Natur bezieht, und das bürgerliche Gesetz. Wenn der Mensch sein Inneres durchschaut, erkennt er das göttliche Gesetz, das von Ewigkeit her seiner Seele eingeprägt ist. Aus diesem göttlichen Gesetz ist auch das Naturgesetz geflossen. Das bürgerliche Gesetz ist auf die kleinen Leute berechnet, nicht damit sie kein Unrecht tun, sondern damit ihnen kein Unrecht geschieht. (Kap. 27)

41. Kein Tor ist mit dem, was er besitzt, zufrieden, sondern er wird von dem Verlangen nach dem, was er nicht besitzt, gequält. Und so dürsten sie immer, wie im Fieber, nach dem Widersprechendsten. Daher befehlen die Götter Enthaltsamkeit zu üben von Speisen und vom Liebesgenuß. (Kap. 28)

42. Nichts ist so notwendig, als zu erkennen, welche Güter man nicht bedarf. (Kap. 28)

43. Klage nicht dein Fleisch an, sondern deine Seele. (Kap. 29)

44. Wahrheit und Erkenntnis haben nichts mit dem Glück zu tun. (Kap. 30)

45. Die Seele wird den Leib einst abwerfen, wie das Kind die Hüllen abwirft, die es im Mutterschoß bekleideten. (Kap. 32)

46. Nackt hat dich Gott entsandt, so rufe ihn auch nackt an und unbeschwert von der fremden Last des Leibes. Frage nicht, ob du Mann oder Weib bist; geschlechtlos empfinde dich, und trete so vor Gott. (Kap. 33)

47. Mancher Kranke läßt ein krankes Glied entfernen um der Gesundheit des Körpers willen, entferne du deinen ganzen Leib um des Heils der Seele willen. (Kap. 34)

48. Sei nicht gegen deine Sklaven ungerecht, und strafe sie nicht im Zorn; wenn du sie strafen mußt, so überzeuge sie zuvor, daß ihnen das heilsam ist, und gib ihnen vorher die Möglichkeit, sich zu rechtfertigen. (Kap. 35)

49. Viel besser ist es, den Tod zu erleiden, als die Seele durch Ausschweifungen zu entkräften. (Kap. 35)

50. Niemand, der ungerecht ist, vermag Gott zu verehren; die Wurzel der Frömmigkeit ist die Philanthropie. (Kap. 35)

Mit diesem Satze bricht der Brief, wie er uns erhalten ist, ab. Der Schluß — vielleicht war er noch umfangreich — fehlt leider; aber wahrscheinlich*) gehörten folgende Sätze im Florilegium des Johannes Stobaeus, die dort dem Pythogoras beigelegt sind, unserem Briefe an:

51. Man muß nach einem solchen Gatten und solchen Kindern und Freunden trachten, die auch nach dem Tode bleiben.

52. Trachte mehr danach, an der Seele, als an dem Leibe stark zu sein.

53. Wisse, daß nichts dein Besitz ist, was nicht deinem innern Sinn angehört.

54. Lerne solche Kinder zu gebären, die nicht den Leib im Alter pflegen, sondern die die Seele mit ewiger Speise nähren werden.

55. Versuche nicht, deine Sünden hinter Worten zu verbergen, sondern durch offene Darlegung zu heilen.

Schluß folgt Adolf Harnack

*) Nauck, Porphyrii opuscula tria p. XLIII sq.

Zum Fall Traub

Das Konsistorium zu Breslau hat Pfarrer Traub zu Strafversetzung verurteilt Traub wird gegen das eingehend begründete Urteil Einspruch erheben. Die Entscheidung des Falles steht also noch aus. Aber auch jetzt schon dürfte eine öffentliche Besprechung der Angelegenheit nicht nur erlaubt, sondern auch angezeigt sein. Sie soll hier erfolgen, um einer Beruhigung der Gemüter zu dienen.

Der Fall Traub ist nicht zu verstehen ohne den Fall Jatho. Und doch sind beide Fälle sehr verschieden, so verschieden, wie die beiden Persönlichkeiten, um die es sich handelt. Jatho ist in erster Linie Prediger, Seelsorger und Missionar. Ihm macht die Theologie keine zu großen Schmerzen. Aus seinem reichen, liebevollen Herzen heraus muß er seinen Mitmenschen bezeugen, wie köstlich ein Leben in Gott ist, wie das Christentum auch heute noch aus dem Menschen ein frohes, freies Gotteskind zu schaffen vermag, fest und vertrauend in allen Wechselfällen des Lebens. Bei diesem Bemühen ficht es ihn nicht an, ob Viele bei seinen Aussprüchen die nötige Gedankeneinheit und Klarheit vermissen. Scheinen doch auch die großen Massen, die sich immer aufs neue in ganz Deutschland begeistert um ihn scharen, keinen Mangel zu empfinden. Ganz anders Traub. Prediger und Seelsorger wie Jatho, zeichnet ihn eine nie ermüdende und nie verzagende Kampfnatur aus. Zugleich ist er, wie es von einem früheren Tübinger Repetenten nicht anders erwartet werden kann, ein gründlich durchgebildeter Theologe, der mit der wissenschaftlichen Bewegung unserer Tage genau vertraut ihre Errungenschaften seiner Kirche nutzbar zu machen sucht. So erklärt es sich, daß die Begeisterung für Jatho vor allem die Laienkreise gepackt hat, während Traub auch bei den Theologen ungewöhnliches Ansehen genießt, nicht zum mindesten auch verdient durch seine wissenschaftlichen Bücher. Trotz dieser nicht unerheblichen Verschiedenheit drängte es Traub je länger je mehr, sein Schicksal mit dem Jathos zu verflechten. Der tiefste Grund dafür liegt in seiner Tapferkeit und Wahrhaftigkeit, sowie in seiner Liebe zur Kirche. Obwohl selbst er sich die religiösen und theologischen Formulierungen Jathos keineswegs immer aneignen konnte, stellte er sich bedingungslos an seine Seite, weil er es nicht ertrug, günstiger beurteilt zu werden als der abgesetzte Kollege. Und weil er meinte, daß diesem von den kirchlichen Behörden bitteres Unrecht zugefügt worden sei, wurde er sein leidenschaftlicher Verteidiger vor dem Spruchkollegium, wie er es schon vorher in Wort und Schrift gewesen war. Mit Allem glaubte und suchte er der Kirche zu dienen gegen die Männer, die ihr wahres Interesse nicht zu erkennen schienen. Bei seiner Polemik gegen die kirchlichen Behörden und Organe fielen so scharfe und verletzende Worte, daß diese ihre Ehre und die kirchliche Ordnung durch disziplinares Vorgehen wahren zu müssen meinten, während Jatho wegen Irrlehre vor das Spruchkollegium gestellt wurde. In einem wichtigen Punkte aber haben beide Männer die größte Verwandtschaft. Sie machen ihre individuelle Auffassung von Frömmigkeit und Kirchendienst unbekümmert um die Folgen für die Gemeinschaft, der sie angehören und doch dienen wollen, geltend. Sie fragen nicht darnach, in welche Verlegenheit und Not sie auch ihre treusten Freunde bringen. Diese Gesinnungsgenossen konnten beim besten Willen nicht Alles billigen, was Jene sagten und taten. Und doch mochten sie die Männer nicht im Stiche lassen, die so tapfer stritten und so treu arbeiteten.

Wie steht es nun mit dem jetzt über Traub gefällten Urteil und seiner Begründung? Auch das Breslauer Konsistorium führt im Zusammenhang dieser Begründung aus:

> Bei der Abmessung der Strafe, welche den Angeschuldigten treffen mußte, waren zunächst einige für ihn günstige Umstände zu berücksichtigen. Insbesondere auf Grund des Eindruckes, welchen seine Persönlichkeit in der Hauptverhandlung machte, wurde seiner Versicherung Glauben geschenkt, daß es ihm überall nur um die Sache zu tun gewesen sei, daß er nichts Anderes erstrebt, als bessere Zustände in seinem Sinne herbeizuführen, und daß es niemals in seiner Absicht gelegen habe, die Landeskirche, ihre Einrichtungen und Behörden oder einzelne Personen herabzuwürdigen und zu verletzen. Diese Versicherung wurde unterstützt durch die glaubhaften Angaben des Angeschuldigten, daß er an der Kirche nicht stets nur Kritik geübt, sondern wiederholt für sie öffentlich gegenüber Sozialdemokraten und Monisten eingetreten sei, und daß er, wie ein von ihm vorgelegter Brief des Verlegers Eugen Diederichs in Jena vom 12. Dezember 1911 ergibt, nach Eröffnung des Disziplinarverfahrens den Neudruck seiner Schrift „Staatschristentum oder Volkskirche“ inhibiert hat. Somit mußte anerkannt werden, daß dem schuldhaften Verhalten des Angeschuldigten nicht unedle Motive zu Grunde gelegen haben. Es ist auch berücksichtigt worden, daß alle Verfehlungen, mit Ausnahme des Falles Hilchenbach, sich auf den Zeitraum eines Jahres (1911) zusammendrängen, während der Angeschuldigte Herausgeber der „Christlichen Freiheit“ schon seit 1905 ist. Es ist ferner in Betracht gezogen, daß der größte Teil der unzulässigen Kritik auf das Verfahren gegen Jatho entfällt, in dem der Angeschuldigte einer der beiden Verteidiger gewesen ist, und daß er vor der Entscheidung vielleicht geglaubt hat, Jatho durch sein Auftreten zu nützen, während manches nach der Entscheidung auf den gewaltigen Eindruck, den diese auf den Angeschuldigten offenbar gemacht hat, zurückzuführen ist. Endlich darf auch seine Wirksamkeit im Amte, als Geistlicher der Reinoldi-Gemeinde in Dortmund nicht unberücksichtigt bleiben. Es ist ihm bezeugt worden, daß er in seinem Amte mit Treue, großer Aufopferung, regem Eifer und unter Hingabe seiner ganzen Persönlichkeit seine Pflichten erfüllt, sich hierin auch nicht durch seine publizistische und literarische Tätigkeit abhalten läßt, vielmehr — mit großer Arbeitskraft ausgerüstet — beides zu vereinen weiß, daß er außerordentlich tätig und rührig auf dem Gebiete der Seesorge ist, unermüdlich den einzelnen Mitgliedern seiner Gemeinde nachgeht und sie zu gewinnen sucht, auch sich mit besonderer Liebe und Aufopferung der Armen und Kranken annimmt, endlich auch unbestreitbar große Verdienste um den äußeren Ausbau der Reinoldi-Gemeinde hat. Alles dies ist nicht nur von seinen Amtsbrüdern zengeneidlich bekundet worden, es wird auch durch manche Zuschriften bestätigt, welche dem Gerichtshof von Gemeindegliedern zugegangen sind und welche erkennen lassen, daß es ihm in der Gemeinde an Liebe und Anhänglichkeit nicht fehlt. Diesem Urteile entsprechen im wesentlichen auch die Tatsachen, welche der amtlichen Aeußerung des zuständigen Superintendenten zu entnehmen sind. Für die Stellung des Angeschuldigten in der Gemeinde sprechen ferner die bei den Akten befindlichen Kundgebungen des Presbyteriums der Reinoldi-Gemeinde vom 3. November 1911 und der größeren Gemeindevertretung vom 19. November 1911.

Gerade dieser weitgehenden Anerkennung gegenüber, die selbst die verurteilende Behörde, die auch sonst in ihrer Darlegung fast

alles den Verurteilten Verletzende vermieden hat, muß die Art der Strafe als schwer verständlich, ja unerträglich erscheinen. Der Gemeinde, die so innig mit ihrem Pfarrer verbunden ist und ihm so Großes verdankt, soll eben dieser Pfarrer entrissen werden. Sie hat vielleicht nicht einmal die Möglichkeit, wieder einen Pfarrer nach ihrem Herzen zu wählen. Jedenfalls würde sie zunächst ein unersetzlicher Verlust treffen. Womit hat sie solche harte Strafe verdient? Und eine andere Gemeinde soll mit dem seines früheren Amtes enthobenen Pastor strafbeglückt werden? Hier drängt sich die Reformbedürftigkeit der jetzt geltenden Strafbestimmungen so stark als möglich auf. Die Entwicklung könnte aber auch noch tragischer verlaufen. Auf die eine oder andere Weise könnte Pfarrer Traub der weitere Dienst in der preußischen Landeskirche unmöglich gemacht werden. Und da müssen wir denn doch aus tief besorgtem Herzen fragen: Verfügt unsere Landeskirche über eine solche Fülle hervorragender Kräfte, daß sie einen Mann wie Traub leicht ziehen lassen kann? Wird nicht unter solchen Umständen auch bei unsern jungen Leuten, die selbst in diesen schweren Zeiten noch Mut und Freudigkeit haben, Theologie zu studieren, die Lust zum Amte notwendiger Weise erstickt werden? Solche, die auch die Theologie als Brotstudium ansehn, sind freilich immer zu haben. Ich denke an die, die unbekümmert um das Wohlwollen der zukünftigen vorgesetzten Behörden nur ihrem Studium obliegen und nachher ihr Amt so tapfer und treu verwalten, wie es sie ihre lauterste Ueberzeugung heißt. Ihrer kann es niemals zu viele in unserer Kirche geben.

Aus allen diesen Gründen, die leicht vermehrt werden könnten, möchten wir die Hoffnung hegen, daß der Oberkirchenrat das Urteil des Breslauer Konsistoriums **nicht** bestätigt, sondern im Sinne des Vertreters der Anklage mildert, wenn er es nicht ganz aufzuheben vermag. Selbst diese Möglichkeit wollen wir nicht ausschließen. Hat Pfarrer Traub gefehlt — er selbst wird wohl zugeben, daß manche Ausdrücke in der Hitze des Kampfes zu scharf, bitter verletzend ausgefallen sind — man sollte meinen: seine Vergehungen sind bereits gesühnt durch die Opfer, die er nun schon durch so viele Wochen und Monate hindurch, zuletzt auch in Breslau, wo er zum Schluß noch 24 Stunden auf sein Urteil **warten** mußte, an Gut und Blut in den Körper und Seele aufreibenden Kämpfen gebracht hat. Gewiß — das verstehen wir vollkommen — eine solche Entscheidung ist für den Oberkirchenrat nicht leicht. Von allen Seiten wird man ihn bestürmen. Und unter den Eingaben werden wohl die überwiegen, die eine Verschärfung des Urteils verlangen. Wir verkennen auch nicht die begründete Sorge ängstlicher, wahrhaft frommer Gemüter, die angesichts der heutigen Entwicklung in Kirche und Theologie — von der Welt im Großen gar nicht zu reden — die Reinheit und Kraft des alten Evangeliums schwer gefährdet sehn und darum auch in diesem Falle eine klare unzweideutige Stellung der Kirchenbehörden zum Schutze der bedrohten Güter erwarten. Aber auf der anderen Seite: würde nicht der Oberkirchenrat durch ein mildes Urteil weithin ein nachahmungswertes Vorbild geben? Könnte er nicht statt des starren Rechtes, in dessen Bahnen zum Staunen Vieler mit Vorliebe unsere Kirchenbehörden zu wandeln scheinen, weise Güte walten lassen? Würde er so nicht besänftigend und versöhnend wirken in den kirchlichen Parteikämpfen unsrer Tage? Ist es nicht schlimm genug, daß sich unser Volk in politischen Kämpfen zerfleischt? Sollte da nicht die evangelische Kirche in **allen** ihren Gliedern, auch in den staatlichen zur Rechtsprechung verpflichteten Behörden, wieder etwas spüren lassen von dem Alle versöhnenden und Alles zum Guten wendenden Geiste Jesu?

Eduard Grafe

Zum Gedächtnis an Friedrich von Sallet

geboren 20. April 1812

2

Familie

Aus der Schrift „Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit." Leipzig 1848. Zweite Auflage Hamburg 1852 S. 88 ff.

So bildet die Familie eine geistige Einheit in der Gesinnung und Sitte; unter Gesinnung aber verstehen wir die aus klarer und fester Erkenntnis erwachsende Begeisterung für Alles, was recht, das heißt: was dem Geiste angemessen ist und was er zu fordern hat, unter Sitte die reine Ausprägung dieser Gesinnung im Leben und Handeln.

Das Wesen der Familie ist also nicht erschöpft durch ein gemütliches und liebevolles Zusammenleben, sondern die natürliche Einheit der Blutsverwandten soll sich entfalten zur freien geistigen Einheit in Gesinnung und Sitte. Ein Familienleben, in dem nur das Einzelleben des Gefühls ausgebildet wird, ist somit ein atheistisches, da es sich nicht selbst als Ausdruck und Offenbarung des unendlichen Geistes zu fassen weiß und seinen wahren Gottinhalt verkennt. Und leider stehen die meisten Familien auf dieser Stufe, weshalb unsre Familie den Menschen auch meist als einen Unmündigen, geistig Unreifen in das Leben sendet. Daher der allgemeine verschüchterte und verblüffte Schuljungensinn, den unsre Scheinmänner ins öffentliche und Staatsleben mitbringen und der die Staatsgewalt einigermaßen entschuldigt, wenn sie sich gegen uns, anstatt uns als freie Männer zu respektieren, wieder die Stellung einer Erzieherin anmaßt und die sich kindisch Geberdenden wie Kinder behandelt. Daher die Verdrossenheit, Kleinlichkeit und Geistlosigkeit in allem öffentlichen Wirken, weil der Einzelne, der sich selbst nicht zur vollen Totalität des Geistes entfaltet hat, sich eben immer nur als Einzelner fühlt, seinen lebendigen Zusammenhang mit dem Staatsganzen nicht begreift und nicht darzustellen fähig ist. Daher der gänzliche Mangel an öffentlichem Geist, so daß jede Amtsführung meist nur als notwendiges Uebel, des Broterwerbs und persönlichen Ansehens wegen, oder als einzelne Privatliebhaberei, höchstens aber mit der ganz unbestimmten und kahlen Vorstellung der Pflichterfüllung betrieben wird. Keiner aber fühlt und weiß sich lebendig im Ganzen und das Ganze in ihm, Jeder steht nur auf seiner besonderen Stelle und keucht unter seiner besonderen Last.

Volk und Gesetz

Ebenda S. 95 ff.

Alle Menschen ohne Unterschied sind Geist, allen Menschen ohne Unterschied ist somit die Vernünftigkeit als ihr eigenstes Wesen eingeboren. Wenn daher das Gesetz der Ausdruck des allgemeinen Geistes, der allgemeinen Vernunft sein soll, so darf kein einziger Bürger ganz ausgeschlossen sein, zur Schöpfung und Weiterbildung des Gesetzes beizutragen, dem allgemeinen freien Willen durch das Gesetz seinen angemessenen Ausdruck geben zu helfen. Wer davon ganz ausgeschlossen ist, der ist kein Freier, sondern ein Sklave. Ihm ist das Gesetz allerdings ein Fremdes, er gehört garnicht zum Staate, er lebt garnicht wahrhaft im Staate, sondern außerhalb desselben, der Staat steht als äußere Gewalt über ihm. Die Befähigung zu irgend einer Vernunftäußerung ist ihm abgesprochen, da man ihm die Mitarbeit am Gesetz, dem Ausdruck der allgemeinen Vernunft, verweigert.

Ebensowenig kann der Volksgeist sich im Gesetze Gestalt geben, indem man es der Inspiration und Laune eines zufällig Einzelnen oder Einiger überläßt, ihn nach ihrer beliebigen Ansicht und Einsicht, ohne unter der Beaufsichtigung des ganzen Volkes zu stehen, darzustellen. Sondern das ganze Volk muß in der Tat Gelegenheit haben ihn auszusprechen und kundzugeben, damit das fort und fort sich weiterbildende Gesetz ihm wahrhaft gemäß bleibe. Das Volk muß sich selbst das Gesetz geben, es muß selbst über sich herrschen. Keine einzelne Persönlichkeit darf als diese einzelne im Staat gebieten. Wo eine einzelne Person in den verschiedenen Wirkungskreisen zu gebieten hat, da darf sie es nur im Namen des Gesetzes, das heißt: des allgemeinen Volkswillens. Und es wird dann in ihr nicht die Person selbst in ihrem natürlichen und sinnlichen Dasein, auch nicht in ihrer einzelnen Willkür respektiert, sondern nur die Macht, mit der sie bekleidet ist vom Gesetze, das sich das Volk selbst gegeben. Wird von der einzelnen Person diese Macht überschritten, so fällt dieselbe der allgemeinen Macht gegenüber in das Nichts ihrer geltungslosen Einzelheit zurück, und das Gesetz, der allgemeine Volkswille, hat es zu verhindern, daß sich diese Einzelheit zu einer allgemeinen Geltung willkürlich erhebe.

Hiermit ist die Souveränetät des Volkes als die notwendige Grundlage jedes Staates ausgesprochen. Sie liegt ganz einfach darin, daß das Volk nicht aus Tieren besteht, sondern aus Menschen, das heißt: aus vernünftigen Kreaturen, in denen allen ohne irgend eine Ausnahme Gott als Geist und Bewußtsein gegenwärtig und offenbart ist. Pferde dressiert man durch Zaum und Sporn, weil sie selbst, wie vortrefflich sie auch zugeritten werden, nie den Sinn ihrer Bewegungen begreifen, nie in ihnen ihr eigenes Wesen ausdrücken. Da ihnen ihre Schulung also etwas ganz Aeußerliches ist, so muß sie ihnen auch durch äußerliche Gewalt (Zaum und Sporn) angetan werden. Der Mensch aber soll sich schlechterdings, in all seinem Denken und Tun, als Geist selbst erfassen und erkennen; er hat daher die Regel und Richtschnur seines Handelns frei und bewußt aus sich selbst zu entwickeln. Wenn man ihm nun hierzu die Möglichkeit raubt, indem man ihm beliebige Einfälle Einzelner (die zufällig einmal die Wahrheit enthalten, ebensogut aber und sogar wahrscheinlicher grundfalsch und schlecht sein können), ohne daß sein Wille sie bestätigt, als Zaum und Sporn anlegt und eindrückt, so heißt dies die menschliche Vernunft und Würde mit Füßen treten, den Gott im Menschen ableugnen.

Denkpflicht

Aus der Novelle „Kontraste und Paradoxe." S. 90 bei Reclam.

Unsere Pflicht ist jetzt das Denken. Nur in klaren, durchsichtigen, hellen Gedanken dürfen wir uns erlauben zu fühlen; sie müssen das Gefühl gestalten, dann mögen wir es gelten lassen und als unser teuerstes Kleinod bewahren. Und es gibt eine Gedankenbereicherung, die nicht minder energisch und göttlicher ist als der Gefühlsenthusiasmus älterer

Zeiten. Aber alle formlose Empfindung, die mit dunklen Eindrücken uns umwittert und ein verwirrendes, verfinsterndes Netz uns über die freie, helle Stirn wirft, haben wir kalt und streng abzuweisen, denn wir wissen nicht, bis zu welcher Schandtat sie uns führen kann; am meisten aber seien wir auf der Hut, wenn diese Empfindung uns durch einen Heiligenschein zu imponieren sucht. Das alles sollte schon Kindern bei ihrer Erziehung, soweit sie es fassen können, klargemacht werden, da Selbsttäuschung bei ungebildeten Geistern hier fast unvermeidlich ist. Wie manches von Natur aus edle Gemüt wälzt sich in ekler, lasterhafter Brunst und bildet sich dabei noch ein, mit Gott dem Herrn selber zu verkehren.

Mehr Goethe!

Ebenda S. 32 f.

Es ist nicht genug, daß du den Ton in dir trägst; soll er wahrhaft dasein, so ist nötig, daß du ihn spielst. Dazu gehört aber eine Geige, die aus Holz gefügt, und Saiten, die aus Schafdarm gedreht sind . . . Die Welt soll nicht auf dir spielen, sondern du auf ihr. . . . Leute, die sich einbilden oder der Welt weiß machen, sie schwämmen in der Luft, ganz nahe beim Monde, auf seligen Inseln voll süßer Seufzerhauche umher, nennt man wohl zuweilen Dichter. Aber wer jenen Mann erkannt hat, auf dessen Götterstirn das gewaltigste, geistigste Anschaun, auf dessen attisch lächelnder Lippe das vollste, keckste Genießen der ganzen Welt thronte und der dastand mit festen, markigten Knochen auf der wohlbegründeten, dauernden Erde, — wer den erkannt hat, den nennen sie Faser.

Im Vielen das Eine

Ebenda S. 33 f.

Wenn auf das unmündige Hirn die unzählige, verworrene Schar der Sinneneindrücke losstürmt, dann zeugt jeder derselben ein Gedänklein, und es schwirrt und wirbelt von diesen, wie von Heupferden und Mücken im Sommer. Aber der kräftige Geist vertilgt sie, indem er in vielen nur Eins sieht . . . Alle niedere Wissenschaft ist Zusammentragen des Vielfachen; alle höhere: Vereinfachung desselben bis zum ersten Grundgedanken. Keiner der einzelnen Bausteine ist verloren gegangen; aber sie sind nicht mehr in wüsten Haufen verstreut, sondern zu einem Dom geworden, zu einer individuellen Einheit, die mit einem einzigen erkennenden Blick überschaut und verstanden wird. So nur wird der tote Stoff lebendig.

Du siehst Millionen von Gestalten in blendender Erscheinung und in allen Trieb, Leben und Wechsel. Du siehst tausend Sterne kreisend auf- und abgehen, und das Vielerlei des Seins, Werdens und Vergehens will deinen Geist erdrücken. Aber alles dies ist und wird nur nach einem einzigen ewigen Gesetz, und nach einem so einfachen, daß es sich mit einem einzigen Wort erschöpfend aussprechen ließe. Aber das Wort weiß nur der Eine, der es selbst ist.

Das Wort

„Die Atheisten und Gottlosen unsrer Zeit.“ S. 11 f.

Das Element der Lebendigmachung aber ist das Wort. Der Menschengeist, da er in die Endlichkeit verflochten ist, bedarf, um sich in sich selbst zu erfassen und dann von innen aus die sinnliche Welt zu überwinden, selbst noch eines endlichen, sinnlichen Mediums. Dies ist die Sprache, die den Geist zugleich verkörpert und zur Offenbarung bringt. Auf der einen Seite entspricht sie, durch die Vielheit der Klänge und Zeichen, dem Vielerlei des Stoffes, der Natur; auf der anderen Seite ist dieser Vielheit der Klänge und Zeichen die ewige Einheit des Geistes eingebildet und in ihr ausgeprägt.

Das Wort steht so wieder in ähnlicher Weise zwischen der Natur und dem Menschengeist, wie der Mensch zwischen der Natur und Gott steht. Es befreit die Natur zum Menschen, verwandelt sie in Bestimmungen des Menschengeistes. Das Wort gerade ist der Punkt der Verknüpfung, in dem die Materie ebenso zu Geist als der Geist zu Materie wird.

L B

Verschiedenes

Der Mann Gottes in der bildenden Kunst. Von Johannes Manskopf. Mit 15 Bildertafeln und 8 Abbildungen im Text. Tübingen, Mohr 1910. 64 S. 2, gebunden 3 Mk.

Der Mann Gottes ist eine tragische Gestalt, der große Einsame, der zwischen Gott und Menschen steht. Als Träger einer Individualität ringt er mit Gott, als Werkzeug des göttlichen Willens kämpft er mit den Menschen. Als hervorragendste Vertreter dieses Typus erscheinen Manskopf Moses, Jeremias und Paulus. Wie nun die größten Künstler aller Zeiten sich immer wieder an die gewaltige Aufgabe gewagt haben, das innerste Wesen dieses Mannes Gottes zu erfassen und darzustellen, und wie Jeder sie auf andere, und Jeder doch auf geniale Weise gelöst hat, zeigt Manskopf in seinen Ausführungen. Mit ihnen will er dazu helfen, daß das Betrachten eines Kunstwerkes ein Erleben werde. Wir verdanken dem Verfasser schon ein feinsinniges Büchlein über Böcklins Kunst und die Religion. Wir wünschen auch seinem „Manne Gottes“ aufmerksame Leser und freuen uns auf neue Gaben aus seiner Feder. Mehr als alle theoretische Erörterung über Kunsterziehung und Kunstgenuß fördern solche praktische Versuche, den seelischen Gehalt eines Kunstwerkes herauszuholen. Weichelt

Griechische Kultur im Bilde. Von Hans Lamer. Heft 82 aus „Wissenschaft und Bildung“. Leipzig, Quelle und Meyer 1911. 64 S. mit 145 Abbildungen auf 96 Tafeln. 1, gebunden 1,25 Mk.

Man kann es einem Archäologen, der ein neues Bilderbuch zur griechischen Kultur herausgibt, nachfühlen, daß es ihm widerstrebt, die alten dutzend-, ja hundertmal reproduzierten Illustrationen immer wieder zu bringen, und daß er sich bemüht, Neues zu bieten. Unter dem Druck dieser Empfindung steht auch Hans Lamer; deshalb sucht man bei ihm vergebens das Löwentor und die Aigineten, den Hermes des Praxiteles und den Zeusaltar von Pergamon. Oefter ersetzt er ein viel genanntes Werk durch ein Seitenstück von demselben Typus aus dem Kreise neuerer Funde, z. B. die Dachgebälk tragenden Mädchen von der Karyatidenhalle des Erechtheions durch eine Statue aus Tralleis in Kleinasien. Er begründet dieses Verfahren damit, daß es für den Fernerstehenden gleichgiltig sei, ob ihm irgend eine Aeußerung antiken Lebens an einem bekannten oder selteneren Kunstwerke deutlich gemacht würde, während der Besitzer eines älteren Bildertafelheftes sich nur freuen könnte, wenn seine Denkmälerkenntnis durch neue Illustrationen erweitert würde. Das Letztere ist gewiß richtig, von dem ersten Satz aber fürchte ich, daß er auf einen Käufer, der viele von den meist genannten Stücken vermißt, nicht allzustark wirken wird, sodaß er doch lieber ein Buch voller berühmter Prachtstücke, sei es Menge oder Baumeister, Luckenbach oder Steuding, als eins mit einer zweiten Lese wählt. Doch das muß dem Verfasser überlassen bleiben. Innerhalb der selbstgezogenen Schranken hat er jedenfalls ein empfehlenswertes Buch geliefert, mag man nun die Auswahl unter den neueren Denkmälern oder die Sauberkeit der Abbildungen, oder den Text in Betracht ziehen. Gerade dieser, auf den Lamer selbst weniger Wert legt, scheint mir recht geschickt abgefaßt zu sein und dem Bedürfnis des Lernenden entgegen zu kommen; wie anschaulich erläutert er z. B. den an sich etwas dunkeln Sachverhalt mit den sieben oder neun über einander gelagerten Ansiedelungsschichten auf Hissarlik.

Vorgeschrittneren also ist das Büchlein unbedingt zu empfehlen, aber Genuß und Anregung wird auch der völlige Neuling finden, wenn er zu seiner Fahrt in die Hellenische Kultur Lamer als Begleiter wählt, zumal da dieser im Verhältnis zu dem Gebotenen einen so geringen Führerlohn heischt. Vielleicht kommt dem Verfasser auch andrerseits die Tatsache zu Hilfe, daß, wie schon Homer wußte, die Menschen den Sang am liebsten hören, der als der neueste an ihr Ohr schlägt. Erich Wilisch

Die ehemals waren. Von Georg Terramare. Leipzig, L. Staackmann 1911. 189 S. 3 Mk.

Vier Erzählungen von der Zeit der Kreuzzüge bis zur Biedermeierzeit, die von einer beachtenswerten Fähigkeit des Verfassers zeugen, vergangene Zeiten und Stimmungen im kleinen Rahmen lebendig zu machen. Gerhard Heine

Die Erweckung der Maria Carmen. Von Ludwig Brinkmann. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 394 S. Geb. 5 Mk.

Kamerad Fleming. Roman von Alfons Paquet. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 280 S. Gebunden 4 Mk.

Zwei in ihrer Art so verwandte Bücher aus gleichem Verlage, daß ich sie wohl zusammen anzeigen darf. In beiden ist der Roman Nebensache, Einkleidung, aber immerhin originell und spannend. Das eigentlich Interessante und wirklich recht Interessante sind die Verhältnisse, die geschildert werden. Die Maria Carmen ist eine von den Spaniern vor hundert Jahren verlassene Silbermine, um deren Erweckung sich ein tatkräftiger Amerikaner und ein geschickter junger deutscher Techniker bemühen. Der Leser lernt das Leben des Minengräbers mit all seinen Erregungen, seinen phantastischen lockenden Hoffnungen auf baldigen großen Reichtum und seinen schweren Enttäuschungen kennen. Wie sich modernste Technik in kulturlose Wildnis mitten unter einem kindlichen Naturvolk einnistet, gewaltige Schwierigkeiten überwindet, aber auch oft genug von der noch gewaltigeren Natur um ihren Sieg gebracht und schließlich von der allerstärksten Macht der modernen Zeit, dem Kapital, unterworfen wird; und wie dies Alles auf das Seelenleben wirkt, verwildernd, verrohend und doch auch wieder große Eigenschaften weckend und fördernd: das ist sehr fesselnd erzählt, und oft merkt man an der Wärme des Tones das eigne Erleben des Verfassers. — Kamerad Fleming ist ein junger deutscher Nationalökonom, der halb aus Zeitvertreib, halb aus Studientrieb nach Paris kommt und dort die Demonstrationen des Sozialismus aus Anlaß der Hinrichtung Ferrers mit erlebt, in den Strudel der Masse hineingezogen wird und unter ihrem Fluten und Drängen seine freie Selbstbestimmung verliert, bis er, da er sich gerade freimachen und heimkehren will, als vermeintlicher Spitzel niedergeknallt wird, während das Leben der Riesenstadt ununterbrochen weiterströmt. Höchst eindrucksvoll und mit tiefdringender Psychologie beobachtet. Erich Foerster

Nach hartem Kampf. Sozialer Roman von Friedrich Lillie. Jena, Hermann Costenoble 1911. 230 S. 3, gebunden 4 Mk.

Der Roman ist ein Buch von der Tüchtigkeit, die nach hartem Kampf ein hohes Ziel erreicht. In anschaulichen, spannenden Schilderungen erleben wir mit, wie Hermann Stahl, der „nur ein Schlosserjunge war, der kein Gymnasium besucht, keinen Einjährigenschein erworben, kein Abiturientenexamen gemacht, keiner Hochschule als civis academicus angehört, keine Staatsprüfung abgelegt, sondern als Dorfschuljunge und Schlosserlehrling seine Laufbahn begonnen und dann sich selbst weitergebildet“ hat, es schließlich zum Metallwerksbesitzer und Doctor ing. honoris causa bringt. Und das „nicht durch Glücksfälle, sondern aus eigener Kraft nach hartem Kampf“.

Es ist ein Stück aus dem heutigen Industrieleben, das mit

seinen mannigfaltigen sozialen Begleiterscheinungen an unserm Auge vorüberzieht, ein Roman der hochentwickelten Technik unserer Zeit und zwar der des Lokomotivenbaues. Die technischen Schilderungen liegen dem Verfasser offenbar am besten. Die Darstellung der Probefahrt jener Riesenlokomotive, die mit der fast unglaublichen Höchstgeschwindigkeit von 220 Kilometern in der Stunde einen Zug von Hannover nach Berlin fährt, ist außerordentlich spannend. Kühnhold

Jakob Brunner. Ein Tiroler Roman. Von Heinrich Schrott Berlin, Warneck 1911. 294 S. 4, gebunden 5 Mk.

Ein liebes frommes Buch, von weiblicher Hand geschrieben. Anmutige Naturschilderungen, hier und da ein wenig vordringlich historische Bemerkungen, im Ganzen fast zu sanft und mild, daß wir eine Dosis von kräftigem Realismus als kräftigenden Zusatz wohl herbeiwünschen möchten. Man glaubt nicht recht an so viel stille Güte und weltfremde Reinheit in dem Bauerndorf Tirols, in dem die Geschichte spielt. Rudolf Hermes

Drei Erzählungen. Von Clara Viebig. Für das deutsche Volk und seine höheren Schulen herausgegeben von Paul Beer. Berlin, Fleischel 1910. 102 S. Gebunden 60 Pfg.

Clara Viebig ist in diesen Erzählungen nach ihren besten Seiten hin vorzüglich charakterisiert. Die Auswahl macht das fein ausgestattete preiswerte Bändchen zur Lektüre sowohl für das Volk wie für reifere Schüler geeignet. Gerhard Heine

Ibsen und das Christentum. Vortrag von Dr. Rudolf Klee, Oberlehrer am Kgl. Gymnasium in Marburg. Marburg, Selbstverlag, in Kommission bei Paul Treuners Buchhandlung, 1911. 14 S. 40 Pfg.

Der Vortrag ist vor Lehrern höherer Schulen gehalten und aus dem Bemühen eines Religionslehrers heraus entstanden, eine klare Stellung zu finden zu einer Größe, die unter den Schülern eine geistige Macht bedeutet. Das Urteil ist nicht engherzig, mit voller Anerkennung des sittlichen Heroismus bei dem Dichter, aber auch mit offenem Blick für den lähmenden Pessimismus in den späteren Dramen. Eine dankenswerte Skizze, nicht nur für Religionslehrer.

Wilhelm Loew

Christen im Wahlkampf. Das Flugblatt an die evangelischen Christen Ostpreußens, das wir unsrer Nr. 4 beigelegt haben, wird andauernd zitiert und diskutiert. Das verdient es, und dazu haben wir es Kreisen zugänglich gemacht, die es ohne unsre Bemühung nie würden kennen gelernt haben. Die Reformation Nr. 11 ist zwar überzeugt, daß wir damit bezweckten in unserm Leserkreise „einen liberalen Entrüstungssturm zu entfachen.“ Wie hätte der aussehen sollen? ich habe gar keine Vorstellung davon. „Die groß gedachte Aktion gegen das Flugblatt ist ins Wasser gefallen.“ Ich weiß nichts von einer solchen Absicht, und da ich allein für die Beilegung des Flugblattes verantwortlich bin, schlechterdings von Niemandem dazu angeregt wurde, so muß ich wohl wissen, was ich damit gewollt habe. Ich habe zwar gewiß für die darin enthaltenen Gedanken keine Propaganda machen wollen, darin hat der Korrespondent der Reformation ganz recht. Aber ich habe dem Flugblatt den Wert eines Dokuments zuerkannt, das eben darum des Aufhebens und der Verbreitung im ganzen christlichen Deutschland wert sei.

Inzwischen hat ein ostpreußischer Pastor in unsrer Nr. 7 gegen das Flugblatt protestiert. Auch dies mußte kommen. Ich konnte es ruhig abwarten. Es war ganz ausgeschlossen, daß von den Christen, die durch das Flugblatt einfach zu den Unchristen geworfen wurden, die Antwort ausblieb. Sie kam aus einem leidenschaftlich gekränkten Herzen (wird dadurch nicht eben dieses Herzens Christentum bestätigt?), war aber bei aller Schärfe des Widerspruchs und der Charakteristik eine von aller „Gehässigkeit und persönlichen Verunglimpfung der Unterzeichner“ freie Kritik. Der Verfasser des Artikels in Nr. 4 der Positiven Union, der das Gegenteil behauptet, möge doch diese Kritik noch einmal ruhig durchprüfen, dann wird er sein Urteil ändern, es ist nichts Unedles darin. Ich rufe jeden einigermaßen Unparteiischen dafür zum Zeugen, man lese nur erst den Aufruf und dann den Protest, und bedenke daß dieser in der eigensten Wirkungssphäre des Flugblatts entstanden ist. Gleichviel aber, ob der Unbekannte von der Positiven Union seine Schmähung gegen unsern Freund und Mitarbeiter zurücknimmt oder nicht: sein eigner Artikel ist dann in seinen weiteren sachlichen Ausführungen meinem Eindruck nach keine üble Verteidigung des Flugblatts.

Mir hat von Anfang an über allem innern Protest gegen den Inhalt des Flugblatts der Respekt vor den Männern gestanden, die es erlassen haben. Es geschieht selten in unsern Reichstagswahlkämpfen, daß Männer, welche sonst der Politik ferner stehen, mit ihrem Namen vor die Oeffentlichkeit treten. Zwar gehört dazu für konservative Kundgebungen in Preußen-Deutschland weniger Mut als für liberale. Soeben wieder die Maßregelung nationalliberaler Männer in Pillkallen, eines Amtsrichters und eines Amtsgerichtssekretärs! Damit vergleiche man das Schicksal konservativ-agitatorischer Landräte! Aber ich fühle doch aus dem Flugblatt den moralischen Entschluß heraus, der die 201 Unterzeichner zu ihrem Hervortreten getrieben hat. Und ich kann also nicht umhin, die politische Tat als solche diesen Männern (je nach dem ihr persönliches Verdienst dabei sein mag) hoch anzurechnen.

Gerade darum aber leide ich mit Tribukait unter dem Inhalt des Flugblatts um so schwerer. Und ich muß auch meinerseits protestieren wider die Leichtigkeit, mit der hier jüngstes Gericht abgehalten und unser politisches Volk kurzer Hand in die zwei Parteien der Schafe und der Böcke geteilt wird. „Es ist das Große an unsrer Zeit, daß alle künstlichen Mischungen und schwachherzigen Vermittelungen sich auflösen und dagegen die entscheidenden Gegensätze immer klarer heraustreten.“ Ich kann diesem Satze zustimmen, wenn ich darin „künstlichen“ und „schwachherzigen“ unterstreichen darf. Aber trotz allen Scheidungen, welche die Zukunft bringen mag: die bleibende Kompliziertheit unsrer geistigen Lage wird groß sein. Im politischen wie im religiösen Leben der Nation. Und Niemand soll sich so leicht zutrauen, all die Mischungen und Vermittelungen, in denen unsre geistige Welt besteht, durch eine Zauberformel in die zwei letzten ewigen Elemente zu zerlegen. Etwa so: „Nur zwei große Weltanschauungen sind es, die heute mit einander im öffentlichen Leben ringen: die des Konservatismus und des Liberalismus.“ Denn gerade diese Formel zeigt deutlich genug, wie schwierig die Scheidung ist. Als ob es heute in Deutschland einen geistig gesunden Staatsbürger gäbe, der nicht beide Elemente in irgend einem Maße in sich vereinigte, das konservative und das liberale!

Die zuletzt zitierten Sätze sind nicht aus dem ostpreußischen Flugblatt, sondern aus einer politischen Broschüre des DDr. Johannes Kunze, Universitätsprofessors in Greifswald: „Die Stellung des Liberalismus zu Christentum und Religion.“ Auf sie möchte ich nachdrücklich hinweisen. Wenn es mir nicht zu teuer würde, wollte ich sie wohl auch der Christlichen Welt beilegen: will der Hauptverein der Deutsch-Konservativen zu Berlin die Unkosten tragen, so stehe ich zur Verfügung. Dieser Verein hat die Rede herausgegeben und verbreitet sie eifrig auch nach der Wahl.

Es sind zwei Reden, vor der Wahl gehalten. Sie dürfen also die ganze Milde des Urteils beanspruchen, mit der Wahlreden zu beurteilen sind. Und in meinen Augen kommt dem Redner weiter zu gute, daß ich es einem Universitätsprofessor unter den heutigen Verhältnissen wiederum hoch anrechne, wenn er so persönlich und freimütig in die politische Arena herab-, nein hinaufsteigt. Nur daß das freilich für einen konservativen Professor wiederum viel ungefährlicher ist als für einen liberalen.

Nun aber diese rücksichtslose Zweiteilung unseres politischen Volks! Daß christlicher Glaube und monarchische Gesinnung notgedrungen in die konservative Partei führen müssen, daß diese Partei die für den Christen allein mögliche ist, darin gipfelt die ganze Beredsamkeit. Noch gibt es Ausnahmen (S. 8. 10); sogar das ostpreußische Flugblatt redet einmal davon, daß „noch immer auch gläubige Christen bei den Wahlen der Linken Folge leisten.“ Aber man kann es kaum erwarten, bis die Scheidung vollkommen ist und alle Christgläubigen Mitglieder der konservativen Partei sind oder wenigstens konservative Abgeordnete wählen.

Ist denn nun bei diesem Professor der Theologie gar kein Sinn dafür da, daß es gut wäre, es gäbe recht viele gläubige Christen in allen Parteien? kein Sinn für das Ideal, daß die Glieder Eines Volkes in der frommen Gesinnung und kirchlichen Gemeinschaft eins blieben, wie auch wirtschaftliche Interessen und politische Ansichten sie sonst wider einander führen mögen? Das ist doch ein christliches Ideal! ja ein kirchliches Ideal! Und folglich besteht da wohl auch eine Aufgabe für den Christen, es zu vertreten!?

Aber im „Liberalismus“ ist, nach Kunze, um seines Wesens willen für Christen kein Platz. Nun wenn er den Konservatismus dahin definiert, daß dieser „auf den geschichtlich bewährten Grundlagen unsers deutschen Staats- und Volkslebens organisch weiterbaut“ usw., so wird er doch zugeben, daß in diese geschichtlichen Grundlagen ein ungeheures Stück Liberalismus mit eingebaut ist — von der Reformation bis zur Konstitution und zu den selbstverständlichsten Einrichtungen unsres Rechts- und Kulturstaats. Wenn er dann aber den Liberalismus dahin definiert, daß dieser „uns nach selbstersonnenen (!) Theorien ein leuchtendes Zukunftsbild vormalt“ usw., so quittieren wir dankend, daß der Liberalismus vor allen Dingen lebt von Ideen, die in eine bessere Zukunft weisen, stellen aber fest, daß es sich in praxi heute wesentlich um nichts Andres handelt, als um die Fortführung schon begonnener Verwirklichungen dieser Ideen, um den Ausbau und — leider — um die Verteidigung von schon Erreichtem. Wie man mit geschichtlichem Sinne sagen kann: „Der Liberalismus von heute ist nicht in der Lage sich auf schon Geleistetes berufen zu können“ ist mir unbegreiflich: heute freilich hat man noch nichts geleistet, aber gestern Unverlierbares, und das hebt und trägt in die Zukunft hinein.

Ich denke nicht daran, hier mit dem „Konservatismus von heute“ abzurechnen. Ich verdamme ihn ja gar nicht, wie Kunze den Liberalismus. Aber für den politischen Liberalismus möchte ich doch etwas sagen. Die Wurzeln der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ liegen wahrhaftig nicht in der französischen Revolution, sondern im Neuen Testament, und die Wurzeln der Religionsfreiheit liegen ebenda. (Was war denn Roger Williams?) Und wenn Kunze die Monarchie aufrichtet wie einen Geßlerhut, will er denn wirklich die absolute Monarchie zurückhaben? ist ihm Verfassung und freies Volk nichts? Wiederum aber im Neuen Testament, wie stehts denn da um die Monarchie? Gilt Römer 13 nicht, wo Christen in Republiken leben? Weiß Kunze gar nichts von der Gefahr, welche die Formel „Thron und Altar“ für beide Teile hat? Wundervoll, wie er S. 18 das „von Gottes Gnaden“ auslegt: aber wird es so verstanden? kann es im politischen Kampf so verstanden werden? Mein Monarchismus steht in der zweiten Strophe des preußischen Königsliedes geschrieben: „Liebe des freien Mannes“ — dieser Ton fehlt bei Kunze völlig.

Noch einmal aus Neue Testament zu appellieren: das Wort „alt“ hat dort einen schlechten, das Wort „neu“ einen guten Klang. Dies kommt dem Liberalismus zu Hilfe. Dennoch behaupte ich nicht,

daß alles, was der Liberalismus will, die Welt erneuere im Geiste der christlichen Religion. Es ist nur auch von ihrem Geiste in seiner geschichtlichen Sendung. Und wir alle haben ein absolutes Interesse daran, daß in den liberalen Parteien lebendige Christen seien. Auch in der Sozialdemokratie. Und es ist wahrlich der Ueberlegung wert, ob heute ein Mann wie Kutter samt denen, die ihm folgen, für Christus und sein Reich nicht mehr bedeutet als D. Kunze und die 201 Ostpreußen. Gott weiß es.

Wahr ist, daß die Liberalen die Bedeutung des Christentums und der Religion für die Gesundheit unsers Volks nicht genug erkennen, daß diese Güter in ihren Programmen keine Rolle spielen, daß auch verständnislose feindselige Aeußerungen dawider uns begegnen. Aber erstens — ich denke an die siebziger Jahre — ist das besser geworden. Unsre liberalen Parteien haben nicht einmal die „Trennung von Kirche und Staat" im Programm, auch die Fortschrittliche Volkspartei nicht. Wenn sie die aber hätten, wäre die Aufgabe, in ihrer Mitte und mit ihrer Hilfe eine religionsfreundliche Lösung zu erreichen, nicht des Einsatzes christlicher Mitglieder wert? Zweitens: durch die Art, wie Religion und Kirche oft genug vertreten werden, ist es aufrechten vorwärtsstrebenden Männern wahrhaftig erschwert, zu erkennen, was unser Volk an seinem Christentum hat.

Kurz, diese ostpreußisch-pommersche Parole löst das Problem „Religion und Politik" nicht. Wie sich der einzelne Christ im Wahlkampf verhalten will, wird ihm ganz anders freigelassen werden müssen, als diese Gewissensdränger wollen. Und die Kirche als solche wird besser tun, den Parteien gegenüber neutral zu bleiben, als selber Partei zu ergreifen. Nur daß Recht Recht bleibe, daß auch im leidenschaftlichsten Ringen Freiheit, Ehre und Zucht gewahrt werde, dafür soll sie immer wieder laut ihre Stimme erheben, ihren ganzen Einfluß geltend machen.

Ich stelle zum Schluß dem ostpreußischen Flugblatt und den Kunzeschen Reden jenen Aufruf gegenüber, den die Synodalvorstände der Synoden Siegen und Wittgenstein und Geistliche des Dekanats Biedenkopf (Wahlkreis Siegen-Wittgenstein-Biedenkopf) um die gleiche Zeit in den Blättern veröffentlicht haben:

Zur Reichstagswahl!

An die evangelischen Wähler! Gemäß einstimmigem Beschluß der Kreissynode Siegen und in Uebereinstimmung mit der Synode Wittgenstein richten wir angesichts der bevorstehenden Reichstagswahl an die evangelischen Gemeindeglieder in allen Parteien die herzliche Bitte, die Wahlagitation nur mit sittlich einwandfreien Mitteln zu führen. Es ist nicht unsere Aufgabe, das größere oder geringere Maß von Schuld der Parteien in der Vergangenheit abzuwägen, aber je heftiger die Agitation diesmal zu werden droht, desto dringender müssen wir unsern Gemeindegliedern gegenüber betonen: Vergeßt nicht, daß ihr auch dem politischen Gegner Achtung und Liebe schuldig seid! Laßt nicht Haß und Erbitterung platzgreifen! Nehmet es ernst mit der Schonung des guten Namens auch des politisch Andersdenkenden! Es ist eins der Grundgebote Gottes: Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten! Dies Gebot und seine alte Auslegung: daß ich Niemandem seine Worte verkehre, Niemanden ungehört leicht verdammen helfe, sondern alles Lügen und Trügen meide, die Wahrheit liebe, aufrichtig sage und meines Nächsten Ehre und guten Namen nach Vermögen rette und fördere, — sie sind heute erst recht zeitgemäß! Auch in der Oeffentlichkeit, auch bei Wahlvorbereitungen sind wir einander Wahrheit und Liebe zugleich schuldig. Wir halten es für unsere Pflicht, jeden an der Wahl Beteiligten zu erinnern: Prüfe dich, ob deine Handlungsweise und Agitation vor Gott und deinem Gewissen bestehen kann! — und hoffen, daß dies Wort, herausgeboren aus der Sorge um wertvolle sittliche Güter unseres Volkes, auch eine gute Stätte finde und allseitig beherzigt werde! R

Kleine Mitteilungen. Die Redaktion hat einen ihrer heiligsten Grundsätze außer Acht gelassen. Bei Veröffentlichung der Wernleschen Artikel über Schlatters Glaubenslehre. So einverstanden wir mit der Absicht dieser Artikel sind, so ist es doch rein versehentlich geschehn, daß wir die Ueberschrift haben passieren lassen. „Von einer neuen positiven Dogmatik"! Ob unsre Leser es wissen oder nicht: wir brauchen das Wort „positiv" nicht so und haben uns bisher auch ohne dies noch immer verständlich machen können. Gewiß, wenn jetzt der „Allgemeine positive Verband" in Berlin zusammenkommt, wenn wir die Partei „Positive Union" oder ihr gleichbetiteltes Organ nennen müssen, bleibt uns nichts Andres übrig, als diese selbsttätige Namengebung zu respektieren. Aber wir von uns aus sollen niemals diesen Namen hingeben wie eine Münze, von der wir keinen Gebrauch zu machen wüßten und die wir darum andern Leuten überlassen. Sind wir Christen, so sind wir auch positiv. Es fällt uns gar nicht ein, eine andre Stellung zu unsrer Religion und Kirche einzunehmen als eine bejahende, und auch die Vergangenheit geben wir niemandem preis, sondern stehen mit beiden Füßen auf der Geschichte. Gewiß, wir sind kritisch, wo wir wissenschaftlich sind, und wir wollen unsers eignen Glaubens leben, auch wo wir es mit Ueberlieferung zu tun haben. Aber wie sollen wir uns dann nennen? Negativ? So nennen uns zuweilen die, die sich positiv heißen. Und schon darum sollen wir ihnen den Titel positiv nicht zedieren. Oder sollen wir uns liberal nennen? Das tun nun viele auch unsrer nächsten Freunde mit wachsender Vorliebe. In der Christlichen Welt ist diese Selbstbezeichnung noch immer von Redaktions wegen vermieden worden, ohne daß wir eine Gewissenssache daraus machten wider die etwa anders laufende Praxis eines Mitarbeiters. Natürlich: positiv und liberal, das verträgt sich ausgezeichnet zusammen. Aber weil jenes Schmuckwort zur Parteibezeichnung geworden ist, drückt liberal für sich allein nicht genügend die Position aus, die wir haben. Wir sind evangelische Christen und protestantische Theologen, freigesinnt in der Nachfolge des Lutherschen Individualismus und dabei unsrer Religionsgemeinschaft, unsrer Kirche herzlich zugetan. Man nennt uns nach der „Christlichen Welt" und wir nennen uns nach ihr. Im übrigen, Name ist Schall und Rauch. Aber das Prädikat „positiv" gönnen wir den „Positiven" nicht.

Inzwischen ist am 11. April bei Pfarrer Traub die Begründung des am 15. März vom schlesischen Konsistorium über ihn gefällten Disziplinarurteils eingelaufen. Es füllt zehn enggedruckte Spalten und liegt der Nr. 16 von Traubs Wochenschrift „Christliche Freiheit" bei: Verlag Carl Georgi in Bonn. Ich halte für selbstverständlich, daß Traub die Akten seines Prozesses, sobald als es irgend angeht, durch den Buchhandel jedermann zugänglich macht. Zu dem, was oben Professor Grafe in Bonn gesagt hat, seien hier noch einige Bemerkungen hinzugefügt. Haben wir schon früher den anständigen Ton der Verhandlung mit Traub hervorheben dürfen, so scheint uns heute der Ernst, mit dem der Charakter des Disziplinarverfahrens im Unterschiede vom Lehrprozeß gewahrt ist, noch besonderer Anerkennung wert. Mag dies den Juristen selbstverständlich scheinen, es ist doch auch in der Jurisprudenz nicht alles selbstverständlich. So aber ist dem Argwohn, es solle unter der Form eines Disziplinarprozesses „Irrlehre" verfolgt und damit dem Spruchkollegium eine neue Probe erspart werden, jeder Anhalt entzogen. Für die Klarheit der Handlung sind wir unter allen Umständen dankbar. Aber sachlich tritt nun freilich der Umstand desto schärfer hervor, daß Anklage und Urteil ganz unter dem Bestreben standen, die Autorität der Staatsbehörde zu schützen. Das mag für den preußischen Juristen, insbesondre den Verwaltungsjuristen, eine deutliche Aufgabe sein. Aber eben darum wird er den Pfarrern in solchem Disziplinarverfahren niemals gerecht werden. Ich rechne bei allen Theologen bis in die Kirchenbehörden hinein auf ein Verständnis dafür, wenn ich sage: es gibt für den evangelischen Theologen keine Autorität seiner Behörde um jeden Preis, sondern diese Autorität muß für ihn anders als für sonstige Staatsbeamte innerlich sachlich begründet sein. Der Pfarrer ist nicht Staatsbeamter wie andre, und das Konsistorium keine Staatsbehörde wie andre. Ueber diesem ganzen Verhältnis, dessen geschichtliches Gewordensein samt seinen Konsequenzen wir respektieren, schweben doch von Jesus und den Aposteln her die heiligen Maximen Ev. Joh. 18, 23. Apostelgesch. 4, 19f. 5, 29 und die große, geschichtlich so folgenreiche Unbotmäßigkeit Luthers wider Kaiser und Papst auf dem Reichstage zu Worms. Es ist nicht so einfach für den evangelischen Pfarrer, der Behörde gehorsam sein. Das werden die Staatsjuristen schwer begreifen, aber wenn sie den Geist der Kirchen erforschen, vielleicht doch. Und dann werden sie, was Ueberzeugung, leidenschaftlicher Eifer, was sein Gewissen den Pfarrer tun heißt, noch etwas anders einschätzen, als sie in Breslau getan haben. Das mag für heute genug sein; ich muß auf die Pflichten des Redakteurs noch einmal zu sprechen kommen und will dazu hier nur dies sagen: den Fall der Gemeinde Hilchenbach würde ich — ohne mich bis ins Formelle mit Traub identifizieren zu wollen — ebenso behandelt haben wie Traub, wenn mir dieselben Unterlagen zu Gebote gestanden hätten wie Traub.

Wie staatliche Autorität und christliche Pflicht keineswegs immer harmonieren, hat soeben die Duellgeschichte in Mergentheim wieder bewiesen. Ein Oberarzt der Landwehr kränkt absichtlich einen Arzt, der ebenfalls Sanitätsoffizier ist, so, daß es nach dem herrschenden Ehrenkodex nur durch eine Einladung zum Duell beantwortet werden kann. Der Beleidigte fordert nicht, aus religiösen Gründen. Das „Ehrengericht der Stabsärzte" findet ihn darum der Verletzung der Standesehre schuldig und beantragt seine „Entlassung" mit schlichtem Abschiede. Der Kaiser entscheidet den Fall wie folgt: „Zu der Einleitung des ehrengerichtlichen Verfahrens und zu dem Antrage des Ehrengerichts bemerke ich, daß eine aus religiöser Ueberzeugung entsprungene grundsätzliche Verwerfung des Zweikampfes sich nicht zum Gegenstande ehrengerichtlicher Beurteilung machen läßt, wenn auch ein Sanitätsoffizier, der in dieser Hinsicht zu den Grundanschauungen seiner Standesgenossen in Widerspruch tritt, nicht länger in seiner Dienststellung belassen werden kann. Ich lehne es daher ab, auf den vorliegenden Spruch Entscheidung zu treffen, und bestimme, daß die Akten hierüber wegzulegen sind. Ich will indes in Rücksicht darauf, daß nach den stattgehabten Ermittelungen der Oberarzt der Landwehr Dr. Sambeth keinen (!) begründeten Anlaß zu der ihm wiederfahrenen Beleidigung gegeben hat, hierdurch aus Gnade genehmigen, daß er unverzüglich seine Verabschiedung nachsucht." Ich nehme an, daß man in militärischen Kreisen diesen Erlaß als wirklichen Gnadenerlaß empfindet gegenüber den bestehenden Duellgesetzen. Der Christ aber, der Pfarrer, der Theologe kann sich nur auflehnen wider einen Gnadenakt, der einen pflichtgetreuen Arzt zwingt seinen Abschied zu nehmen, statt ihn wider seinen Beleidiger zu schützen. (Ich wüßte gerne, ob ich mich nach Ansicht des Herrn D. Kunze wider das monarchische Gefühl vergehe, wenn ich so über den kaiserlichen Akt urteile, und wie Herr D. Kunze selber sich mit einem solchen Fall auseinandersetzt.) Man kann freilich fragen, ob es sich hier nicht vielmehr um eine innerstaatliche Angelegenheit handelt, für die es des Pfarrers und Theologen mit seinem „protestantischen" Gewissen gar nicht bedarf, sondern nur des Staatsanwalts,

der alle Pfleger und Beschützer des Duells vor Gericht zu ziehen hätte. Denn jene Duellgesetze sind ja gar keine Staatsgesetze, sondern bedeuten eine prinzipielle Uebertretung von Staatsgesetzen. Weil sie aber gleichwohl gelten und sogar von der Autorität des Kaisers gedeckt werden, so bleibt der Protest wider die Duellunsitte schließlich doch auf dem sitzen, der die christliche Moral von Berufs wegen zu predigen hat. Man sieht aus dieser Geschichte: es ist um den Gehorsam gegen die Autorität der Staatsbehörden gelegentlich für den christlichen Staatsbeamten auch heute noch keine so einfache Sache. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 14. Mai 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW Georgenstraße 30/31: Landeskirche-Freikirche-Volkskirche. Pfarrer von der Heydt.

Gießen. Mittwoch 8. Mai, 8 Uhr pünktlich im Hotel Schütz Bahnhofstraße: Erziehung zur Toleranz. Dr. Strecker-Bad Nauheim.

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt) Freitag 26. April 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kl. Klausstr.: Unsere Konfirmationspraxis. Pastor Schinke.

Plauen i. V. Montag 29. April 8 Uhr Cafe Trömel, Oberstock: Die religiösen Aufgaben der Zukunft. Pfarrer Dr. Rittelmeyer aus Nürnberg.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 15. Czenstochau — Die Frau im kirchlichen und religiösen Leben — Aus Dänemark (Schluß) — Die badische Regierung und die theologischen Fakultäten (Schluß)

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg

Nr. 3. Halbjahresbericht des Missions-Superintendenten D. Emil Schiller zu Kioto über die Zeit vom 1. April bis 15. Oktober 1911 (Schluß) — Die Wirren in China. Von Dr. Paul Rohrbach — Aus der Mission der Gegenwart. Von Missionsinspektor Witte; Missionsstatistik für China; Christentum und Republikaner in China; Die Lage der Frauen in Japan

Versammlungskalender

1.	Mai	Theologische Konferenz für Sachsen und Anhalt Halle
5.— 7.	„	Bund deutscher Jugendvereine Jena
6.— 9.	„	Instruktionskursus des Deutschen Sittlichkeitsvereins Berlin
28.—30.	„	Evangelisch-sozialer Kongreß Essen
6.	Juni	Theologische Konferenz Gießen
24.—27.	„	Allgemeiner Fürsorge-Erziehungstag Dresden
24.—27.	Juli	Europäische Jugendbundkonferenz Christiania
22.—27.	August	Internationaler Kongreß für moralische Erziehung Haag
9.—13.	September	Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte Leiden
23.—25.	„	Gustav-Adolf-Verein Posen
1.— 3.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
3.— 6.	„	Evangelischer Bund Saarbrücken
7.—11.	„	Ferienkursus der Freunde der Christlichen Welt in Schleswig-Holstein Malente-Gremsmühlen
10.—12.	„	Deutscher Jugendgerichtstag Frankfurt a. M.

Wir haben uns verlobt:

Idi Jaeger
Meldorf in Holstein

Stadtvikar
Wilh. Ad. Schmidt
Frankfurt a. M., Röderbergweg 93

April 1912

Haustochter, 17 Jahre alt, mit Mittelschulbildung, von vorzüglichem Charakter, **sucht Aufnahme** in christlichem Haus (Süddeutschland bevorzugt) zur gründlichen Ausbildung in den häuslichen Arbeiten und zur geistigen Förderung, **au pair** bei monatlichem Taschengeld. Familienanschluß und freundliche Behandlung unerläßliche Bedingung. Anerbieten an **Pfarrer Schnaufer in Plieningen,** Stuttgart.

Billige Papiere

500 Bogen Conzeptpapier	. . . .	2.— M.
500 „ Canzleipapier, hlzfr.		3.— „
500 Stück Dienstcouverts	. . . .	1.50 „
500 Bogen Billetpapier „Rose“		1.25 „
500 Stck. Billetcouverts, blau gef.		1.50 „
100 „ Correspondenzkarten	. .	35 „

J. Lissner, Breslau
Nikolaistr. Nr. 62

Gebildetes junges Mädchen sucht einem kleinen blinden Mädchen den ersten Unterricht zu geben. Anfragen und Anerbietungen bitte zu senden an
Schwester Anna, Einbeck.

Venedig Christ. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Evangelische fein gebildete Dame mittleren Alters, sprachenkundig (Französisch und Englisch im Ausland erlernt), wohlerfahren in Küche und Haus, sehr interessiert für Kinder, sucht Wirkungskreis als **Repräsentantin, Hausdame, Erzieherin** mutterloser Kinder oder **Reisebegleiterin** und **Gesellschafterin.** Gefällige Offerten an **Pfarrer Kolack, Ellrich** am Harz.

Schleiermacher-Briefe. Ein Hausbuch. Ausgewählt von Martin Rade. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Br. Mk. 4.—, in Leder geb. Mk. 6.—.

Wegen Erkrankung des jetzigen Inhabers ist das selbständige
Vikariat Diedenhofen-Großhettingen
durch jungen frischen Theologen baldigst neu zu besetzen. II. Examen nicht unbedingt erforderlich. Anfangsgehalt 2200.— Mk. nebst freier Wohnung.

Zu weiterer Auskunft sind gerne bereit
Pfarrer Dr. **L. Hallier,** Diedenhofen i. Lothr.
Vikar **Wilhelm Kauer,** Groß-Hettingen.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Sehr aktuell ist gegenwärtig der 1906 in Nr. 57 der „Hefte zur christlichen Welt“ erschienene Aufsatz:

DIE JESUITENFRAGE

evangelisch beantwortet von
Adolf Schreiber
Pfarrer in Wedlitz bei Nienburg (Saale).

Dasselbe Heft enthält außerdem einen Vortrag von Rechtsanwalt Rothe in Chemnitz:
Gegen den Gotteslästerungsparagraphen.
Preis des Heftes Mk. —.50.

Soeben erschien **in neuer Auflage:**

LITERARISCHER RATGEBER

Herausgegeben vom **Dürerbunde.** Preis Mk. 3.—

Der Literarische Ratgeber unterrichtet jeden gebildeten Bücherkäufer über die wichtigste und beste Literatur, die es über ein bestimmtes Gebiet gibt. Reichhaltigkeit, Gediegenheit und Unparteilichkeit machen ihn zu einem unentbehrlichen literarischen Hilfsmittel für den Privatgebrauch und ganz besonders auch bei der Zusammenstellung öffentlicher Bibliotheken.

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY, MÜNCHEN

Landerziehungsheim für Mädchen

Breitbrunn am Ammersee. Oberbayern

Aufnahme finden Mädchen von 9—16 Jahren. Prospekt über Eintrittsbedingungen, Erziehungsgrundsätze und Unterrichtsziele durch die Vorstandschaft.

Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten.
Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.
Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.

Abonnementspreis Mk. 4.— f. d. Vierteljahr

Einzelheft 75 Pf.
bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung
Georg D. W. Callwey, München.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.